Bibliothek

der neuesten

deutschen Classiker.

Eine Auswahl

des Schönsten und Gediegensten

aus ihren

sämmtlichen Werken.

Für Schule und Haus.

Mit Bildnissen, Lebensbeschreibungen und einer Literaturgeschichte der neuesten Zeit.

Siebenunddreißigster Theil.

Leipzig,
in Commission bei Carl Gottlob Schmidt.

Nöthige Erklärung.

Dieses Unternehmen, welches bestimmt ist, Kenntniß von der Literatur und den ausgezeichnetsten Schriftstellern der Gegenwart überall im deutschen Volke zu verbreiten, wird sich, wie im vorliegenden Bändchen, so bis zum Schluß des ganzen Werkes streng inner den Grenzen gesetzlicher Erlaubniß halten. — Wir nehmen für dasselbe nicht größere Freiheit in Anspruch, als die neuesten Gesetze und

namentlich §. 4. no. 2 des Königl. Preußischen Preßgesetzes vom 11. Juni 1837

als unsere Landesgesetze uns gestatten und von denen

Herr Dr. K. E. Ph. Wackernagel,
1839 bei G. Reimer in Berlin,

derselbe
1838 bei Duncker u. Humblot in Berlin,

Herr Adolph Glaßbrenner
1838 in der Plahn'schen Buchhandlung in Berlin,

Herr Dr. Künzel
1838 bei Sauerländer in Frankfurt a/M.

Herr Professor W. Wackernagel
1838 bei Schweighauser in Basel,

Herr Gustav Schwab
in der Weidmann'schen Buchhandlung in Leipzig,

so wie früher und noch jetzt die Herren Pölitz, Dr. Bernhardt und J. D. L. Wolff in Leipzig, ein Lehrerverein in Potsdam, Herr Oltrogge in Hannover, Herr Professor Pischon in Berlin, Herr Ferd. Stolle in Grimma und hundert Andere Gebrauch gemacht haben und Gebrauch machen.

Göthe's Besuch in Sesenheim.

Nachdem ich in jener Laube zu Sesenheim meine Erzählung vollendet, in welcher das Gemeine mit dem Unmöglichen anmuthig genug wechselte, sah ich meine Hörerinnen, die sich schon bisher ganz eigen theilnehmend erwiesen hatten, von meiner seltsamen Darstellung auf's äußerste verzaubert. Sie baten mich inständig, ihnen das Mährchen aufzuschreiben, damit sie es öfters unter sich und vorlesend mit andern wiederholen könnten. Ich versprach es um so lieber, als ich dadurch einen Vorwand zu Wiederholung des Besuchs und der Gelegenheit zu näherer Verbindung mir zu gewinnen hoffte. Die Gesellschaft trennte sich einen Augenblick und alle mochten fühlen, daß, nach einem so lebhaft vollbrachten Tag, der Abend einigermaßen matt werden könnte. Von dieser Sorge befreite mich mein Freund, der sich für uns die Erlaubniß erbat, sogleich Abschied nehmen zu dürfen, weil er, als ein fleißiger und in seinen Studien folgerechter akademischer Bürger, diese Nacht in Drusenheim zuzubringen und morgen zeitig in Straßburg zu seyn wünsche.

Unser Nachtquartier erreichten wir beide schweigend; ich, weil ich einen Widerhaken im Herzen fühlte, der mich zurückzog, er, weil er etwas anderes im Sinne hatte, das er mir, als wir angelangt waren, sogleich mittheilte. —

[Dießmal schloß der Lehrer seinen Vortrag nicht wie sonst, sondern sagte mit Heiterkeit:] „Meine Herren! wir sehen einige Ferien vor uns. Benutzen Sie dieselben sich aufzumuntern; die Studien wollen nicht allein ernst und fleißig, sie wollen auch heiter und mit Geistesfreiheit behandelt werden. Geben Sie ihrem Körper Bewegung, durchwandern Sie zu Fuß und zu Pferde das schöne Land; der Einheimische wird sich an dem Gewohnten erfreuen, und dem Fremden wird es neue Eindrücke geben und eine angenehme Erinnerung zurücklassen."

Es waren unser eigentlich nur zwei, an welche diese Ermahnung gerichtet sein konnte; möge dem andern dieses Recept eben so eingeleuchtet haben als mir! Ich glaubte eine Stimme vom Himmel zu hören, und eilte was ich konnte, ein Pferd zu bestellen und mich sauber herauszuputzen. Ich schickte nach Weyland, er war nicht zu finden. Dieß hielt meinen Entschluß nicht auf, aber leider verzogen sich die Anstalten und ich kam nicht so früh weg, als ich gehofft hatte. So stark ich auch ritt, überfiel mich doch die Nacht. Der Weg war nicht zu verfehlen, und der Mond beleuchtete mein leidenschaftliches Unternehmen. Die Nacht war windig und schauerlich, ich sprengte zu, um nicht bis morgen früh auf ihren Anblick warten zu müssen.

Es war schon spät, als ich in Sesenheim mein Pferd einstellte. Der Wirth, auf meine Frage,

ob wohl in der Pfarre noch Licht sey, versicherte mich, die Frauenzimmer seyen eben erst nach Hause gegangen; er glaube gehört zu haben, daß sie noch einen Fremden erwarteten. Das war mir nicht recht, denn ich hätte gewünscht der einzige zu seyn. Ich eilte nach, um wenigstens, so spät noch, als der erste zu erscheinen. Ich fand die beiden Schwestern vor der Thüre sitzend; sie schienen nicht sehr verwundert, aber ich war es, als Friederike Olivien in's Ohr sagte, so jedoch, daß ich's hörte: „hab' ich's nicht gesagt? da ist er!" Sie führten mich in's Zimmer und ich fand eine kleine Collation aufgestellt. Die Mutter begrüßte mich als einen alten Bekannten; wie mich aber die ältere bei Licht besah, brach sie in ein lautes Lachen aus: denn sie konnte wenig an sich halten.

Nach diesem ersten etwas wunderlichen Empfang ward sogleich die Unterredung frei und heiter, und was mir diesen Abend verborgen blieb, erfuhr ich den andern Morgen. Friederike hatte voraus gesagt, daß ich kommen würde; und wer fühlt nicht einiges Behagen bei'm Eintreffen einer Ahnung, selbst einer traurigen? Alle Vorgefühle, wenn sie durch das Ereigniß bestätigt werden, geben dem Menschen einen höheren Begriff von sich selbst, es sey nun, daß er sich so zart fühlend glauben kann, um einen Bezug in der Ferne zu tasten, oder so scharfsinnig, um nothwendige aber doch ungewisse Verknüpfungen gewahr zu werden. — Olivien's Lachen blieb auch kein Geheimniß; sie gestand, daß es ihr sehr lustig vorgekommen, mich dießmal geputzt und wohl ausstaffirt zu sehn; Friederike hingegen fand es vortheilhaft, eine solche Erscheinung mir nicht als Eitelkeit auszulegen, vielmehr den Wunsch ihr zu gefallen, darin zu erblicken.

Früh bei Zeiten rief mich Friederike zum Spazierengehn; Mutter und Schwester waren be-

schäftigt, alles zum Empfang mehrerer Gäste vorzubereiten. Ich genoß an der Seite des lieben Mädchens der herrlichen Sonntagsfrühe auf dem Lande, wie sie uns der unschätzbare Hebel vergegenwärtigt hat. Sie schilderte mir die erwartete Gesellschaft und bat mich, ihr beizustehen, daß alle Vergnügungen wo möglich gemeinsam und in einer gewissen Ordnung möchten genossen werden. „Gewöhnlich," sagte sie, „zerstreut man sich einzeln; Scherz und Spiel wird nur obenhin gekostet, so daß zuletzt für den einen Theil nichts übrig bleibt, als die Karten zu ergreifen, und für den andern, im Tanze sich auszurasen."

Wir entwarfen demnach unsern Plan, was vor und nach Tische geschehen sollte, machten einander wechselseitig mit neuen geselligen Spielen bekannt, waren einig und vergnügt, als uns die Glocke nach der Kirche rief, wo ich denn an ihrer Seite eine etwas trockene Predigt des Vaters nicht zu lang fand.

Zeitverkürzend ist immer die Nähe der Geliebten, doch verging mir diese Stunde auch unter besonderem Nachdenken. Ich wiederholte mir die Vorzüge, die sie so eben auf's freiste vor mir entwickelte: besonnene Heiterkeit, Naivetät mit Bewußtseyn, Frohsinn mit Voraussehn; Eigenschaften, die unverträglich scheinen, die sich aber bei ihr zusammenfanden und ihr Aeußeres gar hold bezeichneten. — —

Als wir nach Hause kamen, schwirrten die von mehreren Seiten angekommenen Gäste schon lustig durch einander, bis Friederike sie sammelte und zu einem Spaziergang nach jenem schönen Platze lud und führte. Dort fand man eine reichliche Collation und wollte mit geselligen Spielen die Stunde des Mittagessens erwarten. Hier wußte ich, in Einstimmung mit Friederiken, ob sie gleich mein Geheimniß nicht ahnete, Spiele

ohne Pfänder, und Pfänderlösungen ohne Küsse zu bereiten und durchzuführen.

Meine Kunstfertigkeit und Gewandtheit war um so nöthiger, als die mir sonst ganz fremde Gesellschaft geschwind ein Verhältniß zwischen mir und dem lieben Mädchen mochte geahnet haben, und sich nun schalkhaft alle Mühe gab, mir dasjenige aufzudringen, was ich heimlich zu vermeiden suchte. Denn bemerkt man in solchen Cirkeln eine angehende Neigung junger Personen, so sucht man sie verlegen zu machen oder näher zusammen zu bringen, eben so wie man in der Folge, wenn sich eine Leidenschaft erklärt hat, bemüht ist, sie wieder auseinander zu ziehen; wie es denn dem geselligen Menschen ganz gleichgültig ist, ob er nutzt oder schadet, wenn er nur unterhalten wird.

Ich konnte mit einiger Aufmerksamkeit an diesem Morgen Friederikens ganzes Wesen gewahr werden, dergestalt, daß sie mir für die ganze Zeit immer dieselbe blieb. Schon die freundlichen, vorzüglich an sie gerichteten Grüße der Bauern gaben zu verstehen, daß sie ihnen wohlthätig sey und ihr Behagen errege. Zu Hause stand die ältere der Mutter bei; alles was körperliche Anstrengung erforderte, ward nicht von Friederiken verlangt, man schonte sie, wie man sagte, ihrer Brust wegen.

Es gibt Frauenspersonen, die uns im Zimmer besonders wohl gefallen, andere, die sich besser im Freien ausnehmen; Friederike gehörte zu den letztern. Ihr Wesen, ihre Gestalt trat niemals reizender hervor, als wenn sie sich auf einem erhöhten Fußpfad hinbewegte; die Anmuth ihres Betragens schien mit der beblümten Erde, und die unverwüstliche Heiterkeit ihres Antlitzes mit dem blauen Himmel zu wetteifern. Diesen erquicklichen Aether, der sie umgab, brachte sie auch mit nach Hause, und es ließ sich bald bemerken,

daß sie Verwirrungen auszugleichen und die Eindrücke kleiner unangenehmer Zufälligkeiten leicht wegzulöschen verstand.

Die reinste Freude, die man an einer geliebten Person finden kann, ist die, zu sehen, daß sie andere erfreut. Friederikens Betragen in der Gesellschaft war allgemein wohlthätig. Auf Spaziergängen schwebte sie, ein belebender Geist, hin und wieder, und wußte die Lücken auszufüllen, welche hier und da entstehen mochten. Die Leichtigkeit ihrer Bewegungen haben wir schon gerühmt, und am allerzierlichsten war sie, wenn sie lief. So wie das Reh seine Bestimmung ganz zu erfüllen scheint, wenn es leicht über die keimenden Saaten wegfliegt, so schien auch sie ihre Art und Weise am deutlichsten auszudrücken, wenn sie etwas Vergessenes zu holen, etwas Verlorenes zu suchen, ein entferntes Paar herbeizurufen, etwas Nothwendiges zu bestellen, über Rain und Matten leichten Laufes hineilte. Dabei kam sie niemals außer Athem, und blieb völlig im Gleichgewicht; daher mußte die allzugroße Sorge der Eltern für ihre Brust manchem übertrieben scheinen.

Der Vater, der uns manchmal durch Wiesen und Felder begleitete, war öfters nicht günstig gepaart. Ich gesellte mich deshalb zu ihm, und er verfehlte nicht, sein Lieblingsthema wieder anzustimmen und mich von dem vorgeschlagnen Bau des Pfarrhauses umständlich zu unterhalten. Er beklagte sich besonders, daß er die sorgfältig gefertigten Risse nicht wieder erhalten könne, um darüber nachzudenken und eine und die andere Verbesserung zu überlegen. Ich erwiederte darauf, es sey leicht sie zu ersetzen, und erbot mich zu Fertigung eines Grundrisses, auf welchen doch vorerst alles ankomme. Er war es wohl zufrieden, und bei der nöthigen Ausmessung sollte der Schulmeister an die Hand gehen, welchen aufzuregen er

denn auch sogleich forteilte, damit ja der Fuß- und Zollstab morgen früh bereit wäre.

Als er hinweggegangen war, sagte Friederike: „Sie sind recht gut, die schwache Seite des lieben Vaters zu hegen, und nicht, wie die andern, die dieses Gespräch schon überdrüssig sind, ihn zu meiden oder davon abzubrechen. Freilich muß ich Ihnen bekennen, daß wir übrigen den Bau nicht wünschen; er würde der Gemeine zu hoch zu stehen kommen und uns auch. Neues Haus, neues Hausgeräthe! Unsern Gästen würde es bei uns nicht wohler sein, sie sind nun einmal das alte Gebäude gewohnt. Hier können wir sie reichlich bewirthen, dort fänden wir uns in einem weitern Raume beengt. So steht die Sache; aber unterlassen Sie nicht, gefällig zu sein, ich danke es Ihnen von Herzen."

Ein anderes Frauenzimmer, das sich zu uns gesellte, fragte nach einigen Romanen, ob Friederike solche gelesen habe. Sie verneinte es; denn sie hatte überhaupt wenig gelesen; sie war in einem heitern, sittlichen Lebensgenuß aufgewachsen und dem gemäß gebildet. Ich hatte den Wakefield auf der Zunge, allein ich wagte nicht ihr ihn anzubieten; die Aehnlichkeit der Zustände war zu auffallend und zu bedeutend. — „Ich lese sehr gern Romane," sagte sie; „man findet darin so hübsche Leute, denen man wohl ähnlich sehen möchte."

Die Ausmessung des Hauses geschah des andern Morgens. Sie ging ziemlich langsam von statten, da ich in solchen Künsten so wenig gewandt war, als der Schulmeister. Endlich kam ein leidlicher Entwurf zu Stande. Der gute Vater sagte mir seine Absicht und war nicht unzufrieden, als ich Urlaub nahm, um den Riß in der Stadt mit mehr Bequemlichkeit zu verfertigen. Friederike entließ mich froh; sie war von meiner Neigung überzeugt, wie ich von der ihrigen, und

die sechs Stunden schienen keine Entfernung mehr. Es war so leicht, mit der Diligence nach Drusenheim zu fahren und sich durch dieses Fuhrwerk, so wie durch ordentliche und außerordentliche Boten, in Verbindung zu erhalten, wobei Georges den Spediteur machen sollte.

In der Stadt angelangt, beschäftigte ich mich in den frühesten Stunden — denn an langen Schlaf war nicht mehr zu denken — mit dem Risse, den ich so sauber als möglich zeichnete. Indessen hatte ich ihr Bücher geschickt und ein kurzes freundliches Wort dazu geschrieben. Ich erhielt sogleich Antwort und erfreute mich ihrer leichten, hübschen, herzlichen Hand. Ebenso war Inhalt und Styl natürlich, gut, liebevoll, von innen heraus, und so wurde der angenehme Eindruck, den sie auf mich gemacht, immer erhalten und erneuert. Ich wiederholte mir die Vorzüge ihres holden Wesens nur gar zu gern, und nährte die Hoffnung, sie bald und auf längere Zeit wiederzusehn. — —

Der Briefwechsel mit Friederiken wurde lebhafter. Sie lud mich ein zu einem Feste, wozu auch überrheinische Freunde kommen würden; ich sollte mich auf längere Zeit einrichten. Ich that es, indem ich einen tüchtigen Mantelsack auf die Diligence packte; und in wenig Stunden befand ich mich in ihrer Nähe. Ich traf eine große und lustige Gesellschaft, nahm den Vater bei Seite, überreichte ihm den Riß, über den er große Freude bezeigte; ich besprach mit ihm, was ich bei der Ausarbeitung gedacht hatte; er war außer sich vor Vergnügen, besonders lobte er die Reinlichkeit der Zeichnung: die hatte ich von Jugend auf geübt und mir dießmal auf dem schönsten Papier noch besondere Mühe gegeben. Allein dieses Vergnügen wurde unserm guten Wirthe gar bald verkümmert, da er, gegen meinen Rath, in der Freude seines Herzens, den Riß der Gesellschaft

vorlegte. Weit entfernt, daran die erwünschte Theilnahme zu äußern, achteten die einen diese köstliche Arbeit gar nicht; andere, die etwas von der Sache zu verstehen glaubten, machten es noch schlimmer, sie tadelten den Entwurf als nicht kunstgerecht, und als der Alte einen Augenblick nicht aufmerkte, handhabten sie diese saubern Blätter als Brouillons, und einer zog mit harten Bleistiftstrichen seine Verbesserungsvorschläge dergestalt derb über das zarte Papier, daß an Wiederherstellung der ersten Reinheit nicht zu denken war.

Den höchst verdrießlichen Mann, dem sein Vergnügen so schmählich vereitelt worden, vermochte ich kaum zu trösten, so sehr ich ihm auch versicherte, daß ich sie selbst nur für Entwürfe gehalten, worüber wir sprechen und neue Zeichnungen darauf bauen wollten. Er ging dem allen ungeachtet höchst verdrießlich weg, und Friederike dankte mir für die Aufmerksamkeit gegen den Vater eben so sehr als für die Geduld bei der Unart der Mitgäste.

Ich aber kannte keinen Schmerz noch Verdruß in ihrer Nähe. Die Gesellschaft bestand aus jungen ziemlich lärmenden Freunden, die ein alter Herr noch zu überbieten trachtete und noch wunderlicheres Zeug angab, als sie ausübten. Man hatte schon bei'm Frühstück den Wein nicht gespart; bei einem sehr wohl besetzten Mittagstische ließ man sich's an keinem Genuß ermangeln und allen schmeckte es, nach der angreifenden Leibesübung, bei ziemlicher Wärme, um so besser, und wenn der alte Amtmann des Guten ein wenig zu viel gethan hatte, so war die Jugend nicht weit hinter ihm zurückgeblieben.

Ich war grenzenlos glücklich an Friederikens Seite; gesprächig, lustig, geistreich, vorlaut, und doch durch Gefühl, Achtung und Anhänglichkeit gemäßigt. Sie in gleichem Falle, offen, heiter,

theilnehmend und mittheilend. Wir schienen allein für die Gesellschaft zu leben und lebten blos wechselseitig für uns.

Nach Tische suchte man den Schatten, gesellschaftliche Spiele wurden vorgenommen und Pfänderspiele kamen an die Reihe. Bei Lösung der Pfänder ging alles jeder Art in's Uebertriebene: Gebärden, die man verlangte, Handlungen, die man ausüben, Aufgaben, die man lösen sollte, alles zeigte von einer verwegenen Lust, die keine Gränzen kennt. Ich selbst steigerte diese wilden Scherze durch manchen Schwank. Friederike glänzte durch manchen neckischen Einfall; sie erschien mir lieblicher als je; alle hypochondrischen, abergläubischen Grillen waren mir verschwunden, und als sich die Gelegenheit gab, meine so zärtlich Geliebte recht herzlich zu küssen, versäumte ich's nicht, und noch weniger versagte ich mir die Wiederholung dieser Freude.

Die Hoffnung der Gesellschaft auf Musik wurde endlich befriedigt, sie ließ sich hören und alles eilte zum Tanz. Die Allemanden, das Walzen und Drehen war Anfang, Mittel und Ende. Alle waren zu diesem Nationaltanz aufgewachsen; auch ich machte meinen geheimen Lehrmeisterinnen Ehre genug, und Friederike, welche tanzte wie sie ging, sprang und lief, war sehr erfreut, an mir einen sehr geübten Partner zu finden. Wir hielten meist zusammen, mußten aber bald Schicht machen, weil man ihr von allen Seiten zuredete, nicht weiter fortzurasen. Wir entschädigten uns durch einen einsamen Spaziergang Hand in Hand, und an jenem stillen Platze durch die herzlichste Umarmung und die treulichste Versicherung, daß wir uns von Grund aus liebten.

Aeltere Personen, die vom Spiel aufgestanden waren, zogen uns mit sich fort. Bei der Abend-Collation kam man eben so wenig zu sich selbst;

es ward bis tief in die Nacht getanzt, und an Gesundheiten, sowie an andern Aufmunterungen zum Trinken, fehlte es so wenig, als am Mittag.

Ich hatte kaum einige Stunden sehr tief geschlafen, als ein erhitztes und in Aufruhr gebrachtes Blut mich aufweckte. In solchen Stunden und Lagen ist es, wo die Sorge, die Reue den wehrlos hingestreckten Menschen zu überfallen pflegen. — —

Glücklicherweise blickte durch eine Spalte im Laden das Tageslicht mich an; und alle Mächte der Nacht überwindend, stellte mich die hervortretende Sonne wieder auf meine Füße; ich war bald im Freien und schnell erquickt, wo nicht hergestellt. — —

Der Anblick Friederikens, das Gefühl ihrer Liebe, die Heiterkeit der Umgebung, alles machte mir Vorwürfe, daß ich in der Mitte der glücklichsten Tage so traurige Nachtvögel bei mir beherbergen mögen; ich glaubte sie auf ewig verscheucht zu haben. Des lieben Mädchens immer mehr annäherndes zutrauliches Betragen machte mich durch und durch froh, und ich fand mich recht glücklich, daß sie mir dießmal bei'm Abschied öffentlich, wie andern Freunden und Verwandten, einen Kuß gab.

In der Stadt erwarteten mich gar manche Geschäfte und Zerstreuungen, aus denen ich mich oft, durch einen jetzt regelmäßig eingeleiteten Briefwechsel mit meiner Geliebten, zu ihr sammelte. Auch in Briefen blieb sie immer dieselbe, sie mochte etwas Neues erzählen, oder auf bekannte Begebenheiten anspielen, leicht schildern, vorübergehend reflectiren, immer war es, als wenn sie auch mit der Feder gehend, kommend, laufend, springend, so leicht aufträte als sicher. Auch ich schrieb sehr gern an sie: denn die Vergegenwärtigung ihrer Vorzüge vermehrte meine Neigung auch in der Abwesenheit, so daß diese

Unterhaltung einer persönlichen wenig nachgab, ja in der Folge mir sogar angenehmer, theurer wurde. — —

Meine Leidenschaft wuchs, jemehr ich den Werth des trefflichen Mädchens kennen lernte, und die Zeit rückte heran, da ich so viel Liebes und Gutes, vielleicht auf immer, verlieren sollte.

Wir hatten eine Zeit lang zusammen still und anmuthig fortgelebt, als Freund Weyland die Schalkheit beging, den Landpriester von Wackefield nach Sesenheim mitzubringen und mir ihn, da vom Vorlesen die Rede war, unvermuthet zu überreichen, als hätte es weiter gar nichts zu sagen. Ich wußte mich zu fassen und las so heiter und freimüthig als ich nur konnte. Auch die Gesichter meiner Zuhörer erheiterten sich sogleich, und es schien ihnen gar nicht unangenehm, abermals zu einer Vergleichung genöthigt zu sein. Hatten sie zu Raymond und Melusine komische Gegenbilder gefunden, so erblickten sie hier sich selbst in einem Spiegel, der keineswegs verhäßlichte. Man gestand sich's nicht ausdrücklich, aber man verläugnete es nicht, daß man sich unter Geistes- und Gefühlsverwandten bewege.

Alle Menschen guter Art empfinden bei zunehmender Bildung, daß sie auf der Welt eine doppelte Rolle zu spielen haben, eine wirkliche und eine ideelle, und in diesem Gefühl ist der Grund alles Edlen aufzusuchen. Was uns für eine wirkliche zugetheilt sei, erfahren wir nur allzudeutlich; was die zweyte betrifft, darüber können wir selten in's klare kommen. Der Mensch mag seine höhere Bestimmung auf Erden oder im Himmel, in der Gegenwart oder in der Zukunft suchen, so bleibt er deshalb doch innerlich einem ewigen Schwanken, von außen einer immer störenden Einwirkung ausgesetzt, bis er ein für allemal den Entschluß

faßt, zu erklären, das rechte sey das, was ihm gemäß ist.

Unter die läßlichsten Versuche, sich etwas Höheres anzubilden, sich einem Höheren gleich zu stellen, gehört wohl der jugendliche Trieb, sich mit Romanfiguren zu vergleichen. Er ist höchst unschuldig, und, was man auch dagegen eifern mag, höchst unschädlich. Er unterhält uns in Zeiten, wo wir vor Langerweile umkommen oder zu leidenschaftlicher Unterhaltung greifen müßten.

Wie oft wiederholt man nicht die Litaney vom Schaden der Romane, und was ist denn für ein Unglück, wenn ein artiges Mädchen, ein hübscher junger Mann sich an die Stelle der Person setzt, der es besser und schlechter geht, als ihm selbst? Ist denn das bürgerliche Leben so viel werth, oder verschlingen die Bedürfnisse des Tags den Menschen so ganz, daß er jede schöne Forderung von sich ablehnen soll?

So sind als kleine Nebenzweige der romantisch-poetischen Fictionen die historisch-poetischen Taufnamen, die sich an die Stelle der heiligen, nicht selten zum Aergerniß der taufenden Geistlichen, in die Deutsche Kirche eingedrungen, ohne Zweifel anzusehn. Auch dieser Trieb, sein Kind durch einen wohlklingenden Namen, wenn er auch sonst nichts weiter hinter sich hätte, zu adeln, ist löblich, und diese Verknüpfung einer eingebildeten Welt mit der wirklichen verbreitet sogar über das ganze Leben der Person einen anmuthigen Schimmer. Ein schönes Kind, welches wir mit Wohlgefallen Bertha nennen, würden wir zu beleidigen glauben, wenn wir es Urselblandine nennen sollten. Gewiß, einem gebildeten Menschen, geschweige denn einem Liebhaber, würde ein solcher Name auf den Lippen stocken. Der kalt und einseitig urtheilenden Welt ist nicht zu verargen, wenn sie alles, was phantastisch hervortritt, für lächerlich

und verwerflich achtet; der denkende Kenner der Menschheit aber muß es nach seinem Werthe zu würdigen wissen.

Für den Zustand der Liebenden an dem schönen Ufer des Rheins war diese Vergleichung, zu der sie ein Schalk genöthigt hatte, von den anmuthigsten Folgen. Man denkt nicht über sich, wenn man sich im Spiegel betrachtet, aber man fühlt sich und läßt sich gelten. So ist es auch mit jenen moralischen Nachbildern, an denen man seine Sitten und Neigungen, seine Gewohnheiten und Eigenheiten, wie im Schattenriß, erkennt und mit brüderlicher Innigkeit zu fassen und zu umarmen strebt.

Die Gewohnheit, zusammen zu sein, befestigte sich immer mehr; man wußte nichts anders, als daß ich diesem Kreise angehöre. Man ließ es geschehen und gehen, ohne gerade zu fragen, was daraus werden sollte. Und welche Eltern finden sich nicht genöthigt, Töchter und Söhne in so schwebenden Zuständen eine Weile hinwalten zu lassen, bis sich etwas zufällig für's Leben bestätigt, besser als es ein lange angelegter Plan hätte hervorbringen können.

Man glaubte sowohl auf Friederikens Gesinnungen, als auch auf meine Rechtlichkeit, für die man, wegen jenes wunderlichen Enthaltens selbst von unschuldigen Liebkosungen, ein günstiges Vorurtheil gefaßt hatte, völlig vertrauen zu können. Man ließ uns unbeobachtet, wie es überhaupt dort und damals Sitte war, und es hing von uns ab, in kleinerer oder größerer Gesellschaft, die Gegend zu durchstreifen und die Freunde der Nachbarschaft zu besuchen. Diesseits und jenseits des Rheins, in Hagenau, Fort-Louis, Philippsburg, der Ortenau, fand ich die Personen zerstreut, die ich in Sesenheim vereinigt gesehen, jeden bei sich, als freundlichen Wirth, gastfrei und

so gern Küche und Keller als Gärten und Weinberge, ja die ganze Gegend aufschließend. Die Rheininseln waren denn auch öfters ein Ziel unserer Wasserfahrten. Dort brachten wir ohne Barmherzigkeit die kühlen Bewohner des klaren Rheines in den Kessel, auf den Rost, in das siedende Fett, und hätten uns hier, in den traulichen Fischerhütten, vielleicht mehr als billig angesiedelt, hätten uns nicht die entsetzlichen Rheinschnaken nach einigen Stunden wieder weggetrieben. Ueber diese unerträgliche Störung einer der schönsten Lustpartien, wo sonst alles glückte, wo die Neigung der Liebenden mit dem guten Erfolge des Unternehmens nur zu wachsen schien, brach ich wirklich, als wir zu früh, ungeschickt und ungelegen nach Hause kamen, in Gegenwart des guten geistlichen Vaters, in gotteslästerliche Reden aus und versicherte, daß diese Schnaken allein mich von dem Gedanken abbringen könnten, als habe ein guter und weiser Gott die Welt erschaffen. Der alte fromme Herr rief mich dagegen ernstlich zur Ordnung und verständigte mich, daß diese Mücken und anderes Ungeziefer erst nach dem Falle unserer ersten Eltern entstanden, oder wenn deren im Paradiese gewesen, daselbst nur angenehm gesummet und nicht gestochen hätten. Ich fühlte mich zwar sogleich besänftigt: denn ein Zorniger ist wohl zu begütigen, wenn es uns glückt, ihn zum Lächeln zu bringen; ich versicherte jedoch, es habe des Engels mit dem flammenden Schwerte gar nicht bedurft, um das sündige Ehepaar aus dem Garten zu treiben; er müsse mir vielmehr erlauben, mir vorzustellen, daß dieß durch große Schnaken des Tigris und Euphrat geschehen sey. Und so hatte ich ihn wieder zum Lachen gebracht; denn der gute Mann verstand Spaß, oder ließ ihn wenigstens vorübergehn.

Ernsthafter jedoch und herzerhebender war der

Genuß der Tags- und Jahreszeiten in diesem herrlichen Lande. Man durfte sich nur der Gegenwart hingeben, um diese Klarheit des reinen Himmels, diesen Glanz der reichen Erde, diese lauen Abende, diese warmen Nächte an der Seite der Geliebten oder in ihrer Nähe zu genießen. Monate lang beglückten uns reine ätherische Morgen, wo der Himmel sich in seiner ganzen Pracht wies, indem er die Erde mit überflüssigem Thau getränkt hatte; und damit dieses Schauspiel nicht zu einfach werde, thürmten sich oft Wolken über die entfernten Berge bald in dieser, bald in jener Gegend. Sie standen Tage, ja Wochen lang, ohne den reinen Himmel zu trüben, und selbst die vorübergehenden Gewitter erquickten das Land und verherrlichten das Grün, das schon wieder im Sonnenschein glänzte, ehe es noch abtrocknen konnte. Der doppelte Regenbogen, zweyfarbige Säume eines dunkelgrauen, beinah schwarzen himmlischen Bandstreifens waren herrlicher, farbiger, entschiedener, aber auch flüchtiger als ich sie irgend beobachtet.

Unter diesen Umgebungen trat unversehens die Lust zu dichten, die ich lange nicht gefühlt hatte, wieder hervor. Ich legte für Friederiken manche Lieder bekannten Melodien unter. Sie hätten ein artiges Bändchen gegeben; wenige davon sind übrig geblieben, man wird sie leicht aus meinen übrigen herausfinden.

Da ich meiner wunderlichen Studien und übrigen Verhältnisse wegen doch öfters nach der Stadt zurückzukehren genöthigt war, so entsprang dadurch für unsere Neigung ein neues Leben, das uns vor allem Unangenehmen bewahrte, was an solche kleine Liebeshändel als verdrießliche Folge sich gewöhnlich zu schließen pflegt. Entfernt von mir arbeitete sie für mich, und dachte auf irgend eine neue Unterhaltung, wenn ich zurückkäme;

entfernt von ihr beschäftigte ich mich für sie, um durch eine neue Gabe, einen neuen Einfall ihr wieder neu zu seyn. Gemalte Bänder waren damals eben erst Mode geworden; ich malte ihr gleich ein paar Stücke und sendete sie mit einem kleinen Gedicht voraus, da ich dießmal länger als ich gedacht ausbleiben mußte. Um auch die dem Vater gethane Zusage eines neuen und ausgearbeiteten Baurisses noch über Versprechen zu halten, beredete ich einen jungen Bauverständigen, statt meiner zu arbeiten. Dieser hatte so viel Lust an der Aufgabe als Gefälligkeit gegen mich, und ward noch mehr durch die Hoffnung eines guten Empfangs in einer so angenehmen Familie belebt. Er verfertigte Grundriß, Aufriß und Durchschnitt des Hauses; Hof und Garten war nicht vergessen; auch ein detaillirter, aber sehr mäßiger Anschlag war hinzugefügt, um die Möglichkeit der Ausführung eines weitläufigen Unternehmens als leicht und thulich vorzuspiegeln.

Diese Zeugnisse unserer freundschaftlichen Bemühungen verschafften uns den liebreichsten Empfang; und da der gute Vater sah, daß wir den besten Willen hatten, ihm zu dienen, so trat er mit noch einem Wunsche hervor; es war der, seine zwar hübsche aber einfarbige Chaise mit Blumen und Zierrathen staffirt zu sehn. Wir ließen uns bereitwillig finden. Farben, Pinsel und sonstige Bedürfnisse wurden von den Krämern und Apothekern der nächsten Städte herbeigeholt. Damit es aber auch an einem Wakefield'schen Mißlingen nicht fehlen möchte, so bemerkten wir nur erst, als alles auf das fleißigste und bunteste gemalt war, daß wir einen falschen Firniß genommen hatten, der nicht trocknen wollte: Sonnenschein und Zugluft, reines und feuchtes Wetter, nichts wollte fruchten. Man mußte sich indessen eines alten Rumpelkastens bedienen, und

es blieb uns nichts übrig, als die Verzierung mit mehr Mühe wieder abzureiben, als wir sie aufgemalt hatten. Die Unlust bei dieser Arbeit vergrößerte sich noch, als uns die Mädchen um's Himmelswillen baten, langsam und vorsichtig zu verfahren, um den Grund zu schonen; welcher denn doch, nach dieser Operation, zu seinem ursprünglichen Glanze nicht wieder zurückzubringen war.

Durch solche unangenehme kleine Zwischenfälligkeiten wurden wir jedoch so wenig als Doctor Primrose und seine liebenswürdige Familie in unserm heitern Leben gestört; denn es begegnete manches unerwartete Glück sowohl uns als auch Freunden und Nachbarn; Hochzeiten und Kindtaufen, Richtung eines Gebäudes, Erbschaft, Lotteriegewinn wurden wechselseitig verkündigt und mitgenossen. Wir trugen alle Freude, wie ein Gemeingut, zusammen und wußten sie durch Geist und Liebe zu steigern. Es war nicht das erste und letzte Mal, daß ich mich in Familien, in geselligen Kreisen befand, gerade im Augenblick ihrer höchsten Blüthe, und wenn ich mir schmeicheln darf, etwas zu dem Glanz solcher Epochen beigetragen zu haben, so muß ich mir dagegen vorwerfen, daß solche Zeiten uns eben deshalb schneller vorübergeeilt und früher verschwunden.

Der Ansiedler in Canada

von

Dr. Adrian.

Mein neuerworbenes Eigenthum lag eine kleine halbe Stunde von dem See, an dem Ufer eines romantischen Baches, der von Buchen, Maulbeerfeigen und andern majestätischen Bäumen überschattet, sich durch ein schönes Thal hinschlängelte. Wenn man einen Hügel über dem Bach hinanstieg, sah man eine Wiese von ungefähr fünfzehn Morgen sich ausdehnen und jenseits derselben, in dem Mittelpunkt meines Gutes, erhob sich, von Apfelbaumgruppen umgeben, an dem Abhang des Hügels mein Blockhaus. Weiter am Hügel empor, unmittelbar hinter dem Hause, zog sich auf der einen Seite der Gemüse-, auf der andern der Obstgarten hin, in welchem gegen zweihundert Pfirsich- und Apfelbäume standen. Rund um diesen dehnte sich das bebaute Feld aus, welches aus sechszig Morgen trefflichen Landes bestand. Der Wald umgab von allen Seiten mein kleines Gut und mein Auge konnte begreiflicher Weise nicht weiter als über meine eigene Besitzung schweifen. Ich war der Herr und Gebieter vom allem, was ich um mich sah. Zwischen den Gärten und meinem Hause war ein kleiner Raum, den ein hoher Apfelbaum reizend beschattete. Rund um den Stamm dieses Baumes, der drei Fuß im Durchmesser hatte, machte ich mir einen Sitz von grünem Rasen, wohin ich mich gewöhnlich während der heißen Stunden des Tages begab. Meine Muße-

stunden auszufüllen, hatte ich mich mit einer erklecklichen Büchersammlung versehen, von welcher ich jedoch in dem ersten Sommer nicht häufig Gebrauch machte.

Sogleich nach meiner Ankunft begann das Aussäen des Getraides, und dieser mein erster Versuch in der Landwirthschaft war ein wahres Fest für mich; überhaupt war jede Beschäftigung nach der Ruhe des Winters willkommen und erfreulich. Auch mein Garten wurde ein Gegenstand meiner Sorgfalt; die Mühe, welche ich ihm weihte, wurde so reichlich belohnt, daß ich darin eine stets neue Quelle der Zufriedenheit fand. Und wer hätte nicht mit Entzücken auf den raschen Fortgang der Vegetation in einem so fruchtbaren Boden, von einem so glorreichen Sonnenlichte überglänzt, hingesehen? Die Aufmerksamkeit, welche ich meinem Garten widmete, war den rauhern Sitten der Ansiedler nicht ganz angemessen, und sie begannen wirklich an meinen gesunden Sinnen zu zweifeln, wenn sie mich vor Sonnenaufgang an meinen Beeten beschäftigt und nach Sonnenuntergang dieselben begießen und am Nachmittag unter dem Schatten meines gewaltigen Apfelbaums ruhen und irgend ein Buch lesen sahen, in welchem auch nicht eine Silbe zu finden war, wie man mit Sämereien und Wiesen, mit Hornvieh und Ackergeräthe umzugehen habe. Allein meine Aehren waren so schwer und voll wie die ihrigen und mein Garten wurde in der weiten Umgegend zum Sprichwort wegen seiner Schönheit und Fruchtbarkeit Meine Nachbarn begannen bereits eine ziemlich günstige Meinung von meinem savoir faire zu fassen: diese änderte sich aber gänzlich, als sie sahen, daß ich die Erzeugnisse meines Gartens nicht verkaufte, sondern sie Jemanden überließ, welcher sich die Mühe nahm, mich um das Entbehrliche zu bitten. Dies war

ihnen ein einleuchtender Beweis, daß ich wahnsinnig, daß ich toll sei.

Mein Garten, meine Bücher, meine Beschäftigungen und die Neuheit alles dessen, was mich umgab, ließ mir den Sommer ohne viele Langeweile, ja oft in großer Freude und Behaglichkeit hinziehen. Ich darf behaupten, daß es für den Reisenden kaum etwas Angenehmeres geben kann, als einen Sommertag in den lieblichen Regionen des Westen hinzubringen. Die Kühle des Morgens stärkt und stählt die Nerven; die schöne Mannichfaltigkeit der gefiederten Bewohner des Waldes ergötzt das Auge; der Duft der prachtvollsten Vegetation schmeichelt den Sinnen und die Heiterkeit des Himmels, der jugendlichen Erde scheucht jede Sorge, jeden Kummer aus der Brust. Der Glanz der Nachmittagssonne überbietet an Schönheit die gepriesensten Himmelsstriche Europa's. Der tiefe Schatten des Waldes schützt vor den brennenden Strahlen des Mittags und die erquickende, wohlthuende Kühle des Abends ladet jeden Sinnigen ein, sich der ruhigen, friedumhüllten Stunde in stillem Nachdenken zu überlassen. Ueberall tönen die frohen oder klagenden, die grellen oder sanften Töne der Vögel aus dem Dunkel der Wälder herüber; das Summen der Insekten klingt oft wie der Klang ferner Aeolsharfen und lullt die Sinne in süßes Vergessen. Ich habe oft dieser entzückenden Heiterkeit mich erfreut, bis die Mitternachtsstunde lange vorüber war — bis der glänzende, unumwölkte Mond hoch an dem tiefblauen Himmel stand und die ganze Natur in Schlaf gehüllt war.

Ja, es war erhaben, aber ernst, düster zuweilen. Selbst in den lieblichsten, in den schönsten Scenen, welche die Natur hier dem Menschen entfaltet, knüpft sich die Hälfte unserer Freuden an das Glück, welches sie in unsern Gefährten und Freunden erzeugen und an das schöne Band,

welches die belebte und unbelebte Welt geheimnißvoll verbindet. Wenn wir Niemanden haben, dem wir sagen können: „wie schön ist der Anblick dieses See's — wie reizend das Gemälde dieses idyllischen Thales!“ — fühlen wir eine unbeschreibliche Oede in uns, wir wünschen jede Mühe und jede Gefahr zu bestehen, nur um uns wieder der Gesellschaft unserer Mitmenschen erfreuen zu können, und die Schönheiten und reichsten Gaben der Natur haben nicht den bleibenden Reiz, ohne die Nähe eines gleichfühlenden Wesens, wir empfinden es tief, daß es nicht gut ist, daß der Mensch allein sei.

Dergleichen Gefühle überkamen mich wohl zuweilen während meines ersten Sommers in Canada. Meinen zweiten Sommer brachte ich unter den Indianern des Michigan und unter den Pelzhändlern des Missisippi hin. Hier begannen meine Abenteuer im Westen.

Wenn mir die Wahl gegeben würde, brächte ich meinen Sommer in der Schweiz, meinen Frühling an den Ufern der Loire, meinen Winter in Portugall oder Italien hin; aber ich kenne kein Land, dessen Herbst sich mit dem inmitten der Wälder Obercanada's auch nur im entferntesten vergleichen dürfte. Denen freilich, welche nie fern von geselligen Berührungen gelebt haben, müssen die Freuden eines canadischen Herbstes arm und geschmacklos erscheinen, denn nur der ist im Stande, sie zu fühlen, welcher sich an der Betrachtung des wechselnden Gemäldes der Natur bei dem Wechsel des Jahres erfreuen kann. Nirgends aber ist der Wechsel der Jahreszeit so rasch und so wunderbar, wie in der westlichen Welt. Um sie zu schauen, um sich ihrer in ihrer ganzen Pracht

und Glorie zu erfreuen, muß man ganz in den Wäldern abgeschlossen sein, Muße haben, um an dem stets wandelnden Anblick der Schöpfung Interesse zu nehmen und es in der Philosophie (oder in der Kunst, an jedem Gegenstand, den die verschwenderische Hand des Himmels auf unsere Wege streut, Freude zu finden) so weit gebracht haben, daß man lebendig und begierig jede neue Erscheinung, jedes neue Bild in sich aufnimmt.

Der Uebergang vom Sommer zu dem Herbst geschieht allmählig, lind und wonnig, während der Frühling aus dem öden Düster des Winters mit dem Ungestüm hervorbricht, mit welchem die Sonne schwarze Wolken zerreißt und über sie und die Erde ihren Glanz niederströmt. Die eine Woche ist alles nackt, leer, öde, trostlos; in der nächsten sind die Felder in Grün gekleidet, Blumen durchbrechen die Knospen, die Bäume des Waldes schaukeln ihre belaubten Aeste in Wind und Alles, was da lebt und athmet freut sich wie neugeboren des jungen Lebens — überall Neues, überall Leben, überall Lust. Eine dritte-Woche ist dahin, und wir erfreuen uns der prachtvollen, glanzreichen Vegetation und fühlen die kräftigende Wärme der heißen Zone. Aber es ist unmöglich, das Plötzliche, das Ueberraschende des Wechsels durch Worte auszudrücken; man muß es gefühlt — man muß es gesehen haben, um sich eine Vorstellung davon zu machen. Es ist in der That, als wenn man durch irgend einen Zauber aus den Schneeregionen Sibiriens an die wonnigen Ufer der Dardanellen versetzt — als wenn die großartigen Decorationen der Landschaft durch einen künstlichen Mechanismus im Nu jede Schneeflocke in ein Blatt und jedes Eistheilchen in eine Blüthe verwandelt hätten. Der Herbst dagegen kommt mit langsamen, zagenden und schüchternen Schritten heran. Während die Glut der Sonnenstrah-

len ihre Kraft allgemach mindert, beleben willkommene Regenschauer das ausgedörrte Feld und den sich senkenden Mais. Die wilden Reben bieten auf jedem Pfade, der durch die Wälder führt, ihre Frucht dar; und der Obstgarten, diese Erquickung des Ansiedlers, reicht ihm beinahe von selbst das Köstlichste, was sein Gaumen nur wünschen kann. In der Wildheit der Wälder — des großartigen charakteristischen Gepräges der westlichen Halbkugel — behält ein Theil der Bäume sein ursprüngliches Grün, während ein anderer seiner Natur gemäß, jede Farbe des vegetabilischen Lebens sehen läßt und das Auge des Beschauers durch die unendliche Abstufung der Tinten täglich und stündlich überrascht. Wenn der Frühling ein vollkommenes und fast augenblickliches Erschaffen war, so scheint der Herbst eine liebliche Ruhe nach der übergroßen Aufregung des Sommers. Das thierische und vegetabilische Leben kommt in der neuen Welt so zu sagen sprungweise, nicht mit langsamen Schritten, wie in Europa; es ist jugendstolz, lebendig, kräftig, üppig, widerstandlos, reißend seiner höchsten Vollendung entgegen eilend, um — eben so schnell zu vergehen, wie denn schnelle Reife überall auf eben so schnelles Verwelken und Versiegen schließen läßt. — Dem Bewohner der überfüllten Städte und selbst der lachenden Gefilde Frankreichs und Englands muß in Canada alles einsam, öde und verlassen vorkommen — die glänzende Pracht des Sommers nicht minder, wie der starre Anblick des Winters; dem Ansiedler aber, der fern von dem Getriebe der geschäftigen Menge wohnt, bietet der Herbst eigenthümliche Vortheile und eigenthümliche Freuden dar. Da er in der andern Jahreszeit auf seine eigene Thätigkeit beschränkt ist, muß er in dieser die Gesellschaft seiner Nachbarn in Anspruch nehmen, damit er und sie von dem Reichthum ihres Bodens Nutzen

ziehen. Wenn das Getraide geschnitten werden soll, wenn man ein Haus erbauen will, wenn eine Umzäunung der Felder nothwendig geworden ist, wenn irgend etwas gethan werden muß, das eine rasche Ausführung fordert, werden die benachbarten Gutsbesitzer zu einem Feste eingeladen. Jung und Alt, Mädchen und Frauen finden sich ein. Während die Männer sich in die Arbeit theilen, sind die Frauen und Mädchen beschäftigt, das reiche Mahl zu bereiten, welches der Abendbelustigung zur Einleitung dient. Musik und Tanz folgen; alles überläßt sich der Freude, die Stunden verfliegen, man weiß nicht wie. Die Herzen finden sich, man weiß auch nicht wie. Die Jünglinge und Mädchen verbinden sich mit einer Raschheit, welche den unverheiratheten Töchtern des alten Europa höchst beneidenswerth vorkommen muß, denn beide blicken hier mit der größten Gewißheit einem wohleingerichteten Hause, einer vollen Scheune, einer lächelnden Nachkommenschaft und einer Sorglosigkeit entgegen, welche man in andern Ländern nur dem Namen nach kennt. Wer sich vier oder fünf Jahre mit dem Ausrotten der Wälder beschäftigt hat, besitzt die Mittel und fast das Recht, seine übrigen Tage in Ruhe und Ueberfluß hinzubringen; üppige Felder, ein nie fehlender Obstgarten, befriedigen seine Bedürfnisse und eine gesunde Nachkommenschaft umspielt ihn heiter, um in die Fußstapfen des Vaters zu treten. Hier herrscht eine größere Gleichheit der Stände, als selbst unter unsern republikanischen Nachbarn, den Amerikanern. Obgleich Unterthanen eines monarchischen Landes und einem Volke entstammt, bei welchem das aristokratische Prinzip mächtig vorherrscht, überlassen sich die canadischen Ansiedler einem Extreme der Gleichheit und Unabhängigkeit, wie es kaum unter den eingefleischtesten Jägern und Biberfängern in den Wäldern Missouri's vor-

herrscht. Da sie in Europa gewohnt waren, in einem abhängigen Zustande zu leben und durch Verhältnisse und Sitte genöthigt waren, die Gefühle derer, mit welchen sie lebten, zu achten, brechen sie hier plötzlich alle Schranken der Abhängigkeit, der geselligen Sitte und feinen Bildung nieder; sie werden Gutsbesitzer, „begüterte Gentlemen," wie der Irländische Ansiedler sich gern nennen hört und nennt, und geben jene geselligen Gefühle auf, welche im Verkehre mit der Gesellschaft erzeugt und genährt werden, erwarten von keinem Fremden Rath und Hülfe, folgen, wie der rohe Indianer, den Gelüsten ihres Herzens und fragen nach keines Menschen Gebot oder Urtheil. Man glaube nicht, daß ich die lärmende und schreierische Freiheit der Canadier tadeln will, — sie ist wirklich nur die natürliche Folge ihrer Lage. Aber sie haben andere Eigenthümlichkeiten, welche ich nicht in gleichem Grade entschuldigen kann. Wenn sich vielleicht ein unglücklicher Handelsmann oder irgend ein Angestellter, der seines Dienstes müde war und das Leben in seiner ganzen bunten Fratzenhaftigkeit kennen gelernt hat, unter ihnen ansiedelt, so nehmen sie diese nur nicht mit dem Wohlwollen und der Zuvorkommenheit auf, welche Landsleute von geringerm Stande bei ihnen finden, sondern man haßt, beneidet, verfolgt sie — warum? sie waren Gentlemen, Herrn. Sie wollen sich an ihnen wegen der Abhängigkeit rächen, in welcher sie in Europa gegen Vornehmere zu leben gewöhnt waren. Sie wissen, daß sie gleiche Rechte mit jenen haben, daß sie Landbesitzer sind, wie sie, und lassen sie daher durch kleinlichen Haß und freche Ungezogenheiten ihre Ueberlegung an Geburt und Erziehung entgelten. Diese verabscheuungswerthen Gefühle herrschen jedoch nur — so weit ich mich überzeugen konnte — bei den europäischen Einwanderern vor.

Das alte amerikanische Dorf und die Neuerer *).

Das Dorf, von welchem wir hier erzählen wollen, gehört zu jenen alten Ansiedlungen, welche bestimmt scheinen, nie größer werden zu sollen. Seine Bewohner sind ein sanfter, liebenswürdiger Menschenschlag — Nachkommen der frühesten französischen Auswanderer, von deren Charakter man nicht mehr zu sagen braucht, als daß sie das einzige Volk waren, welches je die Liebe und das Vertrauen der wilden Urbewohner Nordamerika's sich erwerben konnte. Es war ursprünglich eine katholische Ansiedlung; ob die große Zahl von Fest- und Feiertagen, deren sich diese alte Kirche erfreut, oder etwas anderes der Grund sein mag — man hat uns gesagt, die Leute dieses Glaubensbekenntnisses seien überall nicht so thätig und fleißig, wie die vieler andern. Das Dorf hat eine kleine Kirche, deren Glocke nie zu ruhen scheint und der einzige geschäftige und rührige Mann in dem Dorfe ist der Glöckner. Außer der Glocke und dem Glöckner störte wenig oder gar nichts die Ruhe dieser guten Leute, welche lange in zufriedener Einfachheit gelebt hatten und auch lange noch so fortgelebt hätten, wenn der Beitritt des ausgedehnten Gebietes von Louisiana, des einzigen Landes, das je ohne den Verlust eines Blutstropfens erworben worden, dem Eindringen jener „cochon Yankees," wie der alte französische Wirth sie heimlich betitelte, die, wie gewöhnlich, sofort anfingen, alles zu oberst und zu unterst zu werfen, nicht den Weg gebahnt hätte. Durch ihre

---

*) Reise-Scenen aus Amerika. Herausg. von Dr. Adrian. Frankfurt, Sauerländer 1835.

pestilenzialische Thätigkeit machten sie es durchaus nothwendig, daß alle Welt so rührig wurde, wie sie, um mit den neuen Ankömmlingen gleichen Schritt zu halten; denn obgleich sich ein träges Volk, das auf sich selbst beschränkt ist, ganz gut gehaben mag, muß es doch, sobald es mit einem Thätigeren und Umgreifenderen in Berührung kommt und seine Eifersucht geweckt wird, den Weg alles Fleisches gehen, oder sich in die Zeit und Umstände schicken und jede Kraft aufbieten, um nicht zu weit hinter der übrigen Welt zurückzubleiben.

„Ah, Monsieur!“ sagte der Wirth, ein altes Ueberbleibsel vom ehemaligen Schlage, „Ah, Monsieur, die Yankees sind ein großes Volk, aber sie sind immer so geschäftig — geschäftig — geschäftig — Morgens, Mittags und Nachts. Diable! sie nehmen sich, glaube ich, nicht einmal Zeit zu beten. Da kommen sie her zu uns und müssen neue Straßen haben; gut, die Straße wird endlich gemacht. Eh bien! dann müssen sie an derselben entlang einen Kanal haben und alle Welt muß Geld dazu hergeben. Ganz gut; jetzt wollen sie neue Straßen, ein neues Rathhaus, einen neuen Markt und eine neue Kirche haben. So heißt es denn, neues Geld dafür hergegeben! Jetzt fahren sie fort, geschäftig, geschäftig, geschäftig! mehr Arbeit, mehr Geld und alles für das verdammte öffentliche Wohl. Diable! Ich will 'mal sehen, was das öffentliche Wohl je für mich thut, daß ich für dasselbe Gut und Blut lassen muß, als wär' es der König in eigner Person. Gut, Monsieur, wir haben jetzt neue Straßen, neuen Kanal, neues Rathhaus, neuen Markt und eine neue Kirche, und nun sage ich zu mir selbst — ha hah, ich glaube, jetzt werden sie doch endlich ruhig und zufrieden sein. Blitz! nichts da! Jetzt wollen sie Gemeinderath haben, um die Polizei zu wäh-

len, dann wollen sie Gemeinderath haben, um den Gesetzgeber zu wählen; dann wollen sie Gemeinderath haben, um den Präsidenten und sein Bureau zu allen Teufeln zu schicken — ich weiß nicht weswegen. Eh bien! da alles das geschehen ist, sage ich, ha hah, jetzt werde ich ein wenig tanzen und singen. Blitz und Tod! nichts von der Art! das nächste Mal geht alles wieder von vornen an. Die Regierungsmaschine ist, sagen sie, aus den Fugen und muß wieder eingerichtet werden. So arbeiten wir Jahr um Jahr an der großen Verbesserung und flicken die Regierung; und wir Franzosen müssen bougré malgré alles de haute lutte thun, da wir doch am liebsten gar nichts thäten. Pest! daß ich verdammt sein muß, in diesem verdammten Lande zu leben, wo es stets an Verbesserung fehlt und wo an der Regierung immer etwas zu flicken ist. Ha, das verdammte Selbstregieren macht mehr Unruhe, als es werth ist, glaube ich. Was mich betrifft, Monsieur, so ist mir's recht, wenn mir es jemand abnimmt, und mich manchmal ein wenig tanzen läßt."

Indianische Charakterzüge *).

Man erzählt, daß früh in dem letzten Jahrhundert, während eines langen Krieges zwischen England und Frankreich, in welchen die meisten nördlichen Stämme dieses Landes so wie die Neu-Englischen Provinzen verwickelt waren, eine kleine Schaar canadischer Indianer, aus zehn Kriegern und zwei ihrer Weiber bestehend, einen Einfall

*) Reise-Scenen aus Amerika. Herausg. von Dr. Adrian. Frankfurt, Sauerländer 1835.

in die hinterländischen Ansiedlungen gemacht hätten. Sie lagen eine Zeit lang in der Nähe eines der abgelegensten Dörfer versteckt; nachdem sie mehrere Bewohner der Gegend getödtet und scalpirt hatten, fanden sie endlich Mittel, eine Frau mit ihrem ungefähr zwölfjährigen Sohne gefangen zu nehmen. Da sie mit dem, was sie vollbracht, zufrieden waren, kehrten sie in ihre Heimath zurück, die gegen hundert Stunden entfernt war, und führten ihre Gefangenen mit sich hinweg.

In der zweiten Nacht nach ihrem Rückzuge faßte die Frau einen Entschluß, welcher des kühnsten Helden würdig war. Sie glaubte die Stricke, mit welchen ihre Hände gebunden waren, lösen zu können und beschloß, wenn sie sich derselben entledigt hätte, einen verzweifelten Schritt zu thun, um ihre Freiheit wieder zu erhalten. Als daher die Schaar in dem ersten Schlafe lag, bemühte sie sich, ihre Hände aus den Stricken zu ziehen. Dies gelang ihr. Indem sie nun ihrem Sohn, den man ungefesselt gelassen hatte, einen leichten Wink gab, damit er wegen ihres Thuns nicht in Unruhe gerathe, trug sie die Waffen der Indianer, welche neben ihnen lagen, mit der größten Behutsamkeit eine kleine Strecke bei Seite. Als dies geschehen war, gab sie dem Knaben eines der Tomahawks in die Hand und befahl ihm, ihrem Beispiele zu folgen; sie selbst ergriff ein anderes und stürzte sich auf die schlafenden Indianer, von denen sie mehrere sogleich erschlug. Aber ihr Vorhaben wäre beinahe durch die Einfalt ihres Sohnes vereitelt worden, dem es an Muth und Entschlossenheit fehlte und der einem der Krieger einen so schwachen Streich versetzte, daß derselbe ihn nur aus dem Schlafe erweckte; sie sprang jedoch auf den sich erhebenden Krieger und ließ ihm die Wucht ihres Tomahawk fühlen, ehe er im Stande war, dem Knaben seine Waffe zu ent-

reißen; so that sie dann allen Uebrigen, eines der Weiber ausgenommen, das bei Zeiten erwachte und sich durch die Flucht rettete.

Die Heldin zog jetzt den besiegten Feinden die Kopfhäute ab, nahm ihnen auch die weg, welche sie als Zeichen ihres Glückes mit sich in die Heimath zu nehmen gedacht hatten und kehrte triumphirend in das Dorf zurück, aus welchem sie zwei Tage vorher geraubt worden war, ihre Nachbarn, welche kaum ihren Augen und den Beweisen, welche sie von ihrer amazonenhaften Unerschrockenheit mit sich brachte, trauen konnten, in das größte Erstaunen versetzend.

Ein anderer Charakterzug rührt von einer Amerikanerin her, welche eine Augenzeugin des von ihr erzählten Begebnisses war. Jenny, wie die Weißen sie nannten, war die Frau eines Choctaw, welcher vor ungefähr dreißig Jahren einen Indianer seines Stammes gemordet hatte und dann über den Missisippi nach Louisiana geflohen war, wo er jedoch von seinen Verfolgern eingeholt und erschlagen wurde. Jenny begab sich hernach mit vier oder fünf kleinen Kindern, deren ältestes von den Weißen Tom, in seiner Sprache aber Hocktanlubbie genannt wurde, zu einem Stamme in die Nähe von St. Francisville. Hier lernte sie unter andern eine reiche Amerikanerin, eine Wittwe, kennen, welche Mitleiden mit ihr hatte und ihr oft in der Noth beistand. Nachdem sie lange Zeit hier gelebt hatte, gerieth Tom, der nun fünf und zwanzig Jahre alt war, unglücklicher Weise in einen Streit mit einem alten Indianer, bei welchem der Letztere das Leben verlor. Nach dem Herkommen war Tom's Leben verwirkt und ein Tag wurde anberaumt, an welchem der

Mörder die öffentliche Strafe für sein Verbrechen erhalten sollte. Eine große Versammlung fand bei dieser Gelegenheit statt; vor allen fanden sich die Freunde und Verwandten des Mörders sowohl wie des Ermordeten ein und alles war jetzt zu Tom's Bestrafung bereit, während dieser inmitten der gaffenden Menge sein Schicksal schweigend erwartete. Der furchtbare Augenblick war zur Hand. In diesem Momente aber drängte sich seine alte Mutter, Jenny, eifrig durch die Menge. Sie schritt herzu und wendete sich mit folgenden Worten an die Verwandten des Gemordeten und an die ganze Gesellschaft.

„Der arme Tom ist jung," sagte sie, „er hat ein Weib, Kinder, Brüder, Schwestern, welche alle ihren Unterhalt durch ihn haben. Ich aber habe höchstens noch wenige Tage zu leben und kann für meine Familie wenig mehr thun. Auch ist es ungerecht," setzte sie hinzu, indem sie sich an die Häuptlinge, welche anwesend waren, wendete, „es ist eine Schande, ein neues Kleid für ein altes zu nehmen." Ob nun die Versammlung diese ihre Ansicht der Sache theilte, oder ob die Verwandten des Gemordeten geneigt waren, sich zufrieden zu geben, daß die alte Frau sich opferte — man nahm ihr Anerbieten an und gestattete ihr einige Stunden, um sich zum Tode zu bereiten. In diesem Zwischenraume begab sie sich in das nahe gelegene Haus ihrer wohlthätigen Freundin, der Amerikanerin, um sie noch einmal zu sehen. Diese Dame war gänzlich unbekannt mit dem geblieben, was in dem indianischen Dorfe vorging. Auch Jenny schwieg gänzlich von dem Vorfall. Sie sagte, sie sei gekommen, um einen Sarg und ein Todtentuch für ihren Sohn zu bitten.

„Wenn die Sonne ihre Höhe erreicht hat," setzte sie hinzu, indem sie aufwärts deutete, „muß der arme Tom sterben."

Die Amerikanerin that alles, um sie zu trösten und gab ihr das Erwünschte, nicht ahnend, was sie gethan, um des Verbrechers Leben zu retten.

„Aber wie lang muß der Sarg sein," fragte sie.

„O, laßt ihn nur nach meiner Größe machen," erwiederte Jenny, „er wird dann für Tom ganz gut passen."

Bald nach ihrem Abschiede kam ein Bote in Eile aus dem Dorfe und benachrichtete sie, daß Jenny eben von den Indianern hingerichtet werde. Sie eilte nun, den Ort noch zeitig genug zu erreichen, um das unglückliche Opfer zu retten; als aber Jenny ihren Wagen in der Entfernung kommen sah und ohne Zweifel ihre Absicht ahnete, faßte sie, an ihrem Grabe stehend, die Mündung der Flinte — das Werkzeug ihres Todes — setzte sie an ihr Herz und bat den mit der Vollstreckung des Urtheils Beauftragten, seine Pflicht zu thun. Er gehorchte und sie fiel todt in ihr Grab.

Fünf Jahre lang nach diesem Vorfall blieb Tom der Gegenstand des Hohns und der Verachtung der Freunde und Verwandten des Greises, den er getödtet hatte. Sie sagten zu ihm: „Feigling du! deine Mutter für dich sterben zu lassen! du fürchtest dich vor dem Tode, Feigling!" Tom konnte dies nicht länger ertragen. In dieser Zeit begegnete er an den Ufern des Missisippi, zehn Meilen von seiner Heimath, einem Sohne des Ermordeten und stieß ihm aus einem unbekannten Grunde (wahrscheinlich war er einer seiner ärgsten Quäler) ein Messer in den Leib. Die Wunde war tödtlich. Er kehrte triumphirend in sein Dorf zurück, schwang sein blutiges Messer und bekannte, ohne auf eine Untersuchung zu warten, was er gethan hatte. Er sagte seinen indianischen Feinden, er wolle nicht leben, um ein Feigling zu

heißen. „Man hat mir gesagt" setzte er hinzu, „ich fürchtete mich vor dem Tode. Ihr sollt jetzt sehen, daß ich wie ein Mann sterben kann." Er lud einen reichen Pflanzer, an dessen Haus er vorbeikam, ein, Zeuge zu sein, daß er sterben könne. Dies war am Sonntag. Die Mittagsstunde des folgenden Tages war zu diesem Selbstopfer anberaumt.

Die Scene, welche sich mir darstellte, sagte die Amerikanerin, läßt jede Beschreibung hinter sich. Als ich mich dem Platze näherte, schritt Tom auf und nieder und hielt das blutige Messer in seiner Hand, als Zeichen seines Triumphes. So sehr er sich bemühte, es zu verbergen, gewahrte man doch Merkmale eines erregten Gemüthes. Er war ungefähr von zehn Indianern und eben so vielen Indianerinnen umgeben; die letztern sahen sehr niedergeschlagen aus und waren beschäftigt ein Oberhemd für Tom's Leiche zu machen. Sämmtliche Männer, zwei Brüder des Unglücklichen ausgenommen, rauchten mit sichtbarer Gleichgültigkeit ihre Pfeifen. Tom prüfte mehrere Male seine Flinte und blieb still. Sein Grab war schon gegraben und er hatte sich hineingelegt, um zu sehen, ob es lang und breit genug wäre. Als das Oberhemd fertig und ihm eingehändigt war, warf er es sofort über ein anderes Kleid, das er anhatte, zog ein paar zitzene Aermel über seine Arme, band zwei schwarzseidene Halstücher um seine Schultern, so daß sie sich auf der Brust kreuzten und wand ein drittes sich um den Kopf. Sein langes Haar band er mit einem blauen Bande, und eine oder zwei Ellen gleichen Bandes waren an jedem Arm, über dem Ellenbogen befestigt. Die Pfeife des Friedens ging dreimal im Kreise herum. Des alten Häuptlings Weib stand jetzt auf und ging in das Gebüsch, wo sie das Todtenlied sang; es besteht in den öfter

wiederholten Worten: „Die Zeit ist dahin; der Tod naht heran.“ Als dies geschehen war, ging Tom im Kreise herum und schüttelte allen Anwesenden die Hand. Als er die Hand eines seiner Nachbarn, eines weißen Mannes, in der seinigen hielt, sagte er: „Lebe wohl! du siehst mich nicht mehr in dieser Welt; wenn du stirbst, wirst du mich sehen!“

„Wohin geh'st du, Tom?“ fragte sein Nachbar.

„Ich gehe zur Mutter!“ sagte Tom.

„Wo ist deine Mutter?“

„An einem guten Orte!“

„Aber, Tom, willst du denn nicht warten? Vielleicht nehmen die Verwandten des Jünglings, den du getödtet, ein Lösegeld an! Wir wollen thun, was wir können, um dich zu retten!“

„Nein, ich will sterben!“ erwiederte Tom.

Niemand hat seinen Tod begehrt, denn alle, die durch Ehre und Pflicht gehalten waren, Rache zu fordern, wohnten in einer Entfernung von vierzehn bis fünfzehn Meilen.

Der Todtengesang wurde wiederholt. So das Schütteln der Hände. Als beides zum dritten Mal wiederholt worden, ging Tom auf sein Weib zu, eine junge Frau von achtzehn Jahren, mit einem Säugling in ihren Armen und zwei andern kleinen Kindern, die neben ihr standen und übergab ihr das blutige Messer, das er bisher in seiner Hand gehalten hatte.

Die junge Frau wandte ihr Gesicht ab, um eine fallende Thräne zu verbergen; sie faßte sich schnell und nahm das Messer mit einem schwachen, gezwungenen Lächeln. An der Seite seines Weibes saß seine Schwester, so ganz in Schmerz verloren, daß sie für alles, was um sie her vorging, kein Gefühl hatte; ihr starres Auge war auf einen entfernten Gegenstand gerichtet. Sie war ein voll-

kommenes Bild des Kummers. Seine Pfeife gab er einem jungen Bruder, der seine Bewegung mit Mühe verhielt. Dann trank er ein wenig Branntwein, warf die Flasche auf den Boden, sang einige Worte in der Choctav-Sprache und eilte hüpfend und tanzend seinem Grabe zu. Seine Flinte war an einem jungen Baume so befestigt, daß er sich selbst den Tod geben konnte. Niemand, hatte er erklärt, sollte es ihm nehmen, sich selbst den Tod zu geben.

Als diese Vorbereitungen und Ceremonien vollendet waren, ging auf einen Druck seines Fußes das Gewehr los und die Ladung ging ihm durch das Herz. Er fiel augenblicklich todt nieder. Die Frauen eilten zu dem leblosen Körper. Einige faßten seinen Kopf, andere die Hände und Füße, und andere knieten an seiner Seite. Er hatte sie gebeten, keine Zeichen des Schmerzes sehen zu lassen, so lange er lebte, damit sein Entschluß nicht wankend werde. Sie hatten ihm gehorcht, so weit es ihre Kräfte erlaubten. Ihr Kummer brach jetzt in Thränenströmen aus und ihr Schreien und Wehklagen füllte die Luft.

Ein Nachmittag zu Norwood *.

Mein Lieblingsweg nach dem Dörfchen Camberwell war nicht mehr zu finden; das freundliche Grün, das sich zu beiden Seiten der Straße emporrankt, Rosen und Geisblatt, welche bescheidene Cottages umschlungen, und glänzende Wiesen, welche Gruppen von Bäumen und duftiges

*) Skizzen aus England. Von Adrian. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer. 2 Thle. 1830.

Gebüsch malerisch begrenzt hatten, waren verschwunden und Reihen stattlicher Wohnungen an ihre Stelle getreten. Ich eilte, aus dem Bereiche der unermeßlichen Hauptstadt zu kommen, und nach acht Tagen wieder einmal in einer reinen, gesunden, vom goldnen Sonnenlicht durchglänzten Atmosphäre frei zu athmen.

Der schöne Sonntag-Nachmittag lockte eine Menge Menschen auf das Land heraus; Wagen aller Art flogen an mir vorüber; Jung und Alt, Männer und Frauen klommen die Anhöhen um Dulwich und Sexton hinauf, um sich unter den schattigen Bäumen ein Ruheplätzchen zu suchen. Hunderte von neuen Landhäusern waren in wenigen Jahren hier entstanden. Dort lachte eine geschmackvolle Villa aus farbigem Gebüsch; hier stieg eine Art Burg aus einer saftigen Wiese empor; dort glänzte ein Haus im chinesischen Geschmack im Schooße eines Rosengartens, und hier hob ein weitläuftiger, geschmackloser Bau, in Form eines Vogelkäfigs, sich aus stolzen Ulmen.

Gar fröhlich ging es in dem „halben Monde," auf der Wegscheide von Dulwich und Sexton, her; das kleine, schön gelegene Haus konnte die Gäste nicht fassen, die in zahlreichen Gruppen im Garten und um das Haus malerisch gelagert waren. Jetzt glänzte mir die neue Kirche von Norwood entgegen; der Weg rechts an dem Wall hinauf war belebt, und auf Westow Hill wimmelte es von Menschen.

Welche reiche Aussicht! Rechts das herrliche Themse-Thal; das Silberband des stolzen Stromes in der Sonne glänzend; vor mir Dulwich und weiterhin die Höhen von Greenwich; zur Linken in der Entfernung London, in einem Meere von Dunst schwimmend; näher die vielen malerisch zerstreuten Lodges und Cottages, die schattigen Parks (besonders der herrliche Norwood-Park, wo

einst Nelson lebte), die buschigen Anhöhen und auf ihnen die Windmühlen, ihre schwerfälligen Flügel hebend und senkend. Ich gehe eine kleine Strecke auf den Weg nach Sydenham fort, und ein neues Gemälde bietet sich dem überraschten Auge dar: das reichbebaute Thal, von dem Kanal durchschnitten, beleben zahlreiche Dörfer; durch das üppige Grün der Auen sind weidende Heerden zerstreut, und im Schatten der Fruchtbäume ziehen sich die belebten Straßen dahin, welche nach Brighton, der Insel Whigt, Plymouth u. s. w. führen und sich auf den fernen Höhen, deren Fuß das Meer bespült, verlieren. Im Gebüsche um mich tönt heiteres Gelächter; wo ein schattiges Rasenplätzchen sich fand, hat eine Gruppe fröhlicher Menschen gelagert, und freuet sich des schönen Spätsommertags; da und dort schleicht ein Zigeunermädchen umher und läßt das kluge Auge über die bunten Gruppen schweifen, um zu erspähen, wo man seine Weisheit in Anspruch nehmen möchte.

Auf dem Wege nach dem Hügel zurück sehe ich Wagen, Reiter und Fußgänger sich auf der schönen Höhe sammeln; an der Straße spielen Kinder, sind die Bewohner der Höhe gelagert, bieten wortreiche Weiber Kuchen, Obst, Branntwein u. s. w. aus, trippeln Zigeunerinnen in ihren rothen Mänteln auf und ab, gläubige Seelen und freigebige Hände suchend, und schlendern Müßiggänger und Neugierige umher, schöne Gesichter mit den Augengläsern musternd und hier und da mit einem hübschen Zigeunermädchen freundliche Blicke und Worte wechselnd.

Welches Leben in dem Woodmann! In dem Hofe elegante Reitknechte, welche sich herablassen, mit den Mägden des Wirthshauses einige unfeine Scherze zu treiben; dicke rothbäckige Postillons in weißen Hosen, gelbseidenen Wämsen und weißen

Hüten, welche, alle Hände in den Taschen um ein umgestürztes Faß stehen, und, den langen Ale-Gläsern zuweilen zusprechend, behaglichen Witz auskramen; bescheiden schleicht das arme Schusterlein an ihnen vorüber nach dem Stall, um nach dem alten Gaule zu sehen, der ihn mit Frau, Schwägerin und Base nebst zwölf Kindern auf die Höhe geschleppt hat, während ein frecher Zigeunerbube sich an das Faß drängt und den gelbseidnen Burschen, deren Aufmerksamkeit ein eben angekommener stattlicher Renner in Anspruch nimmt, das Ale austrinkt. —

In den unteren Stuben fließt das Bier über die schmalen Eichenbohlen, welche man Tische zu nennen beliebt; Tom hat, in trunkener Begeisterung, die von Gesundheit, Liebe und Ale glühende Nance umschlungen und schwört unter den gräßlichsten Flüchen, daß er sie heute noch heirathen würde, wenn — es sich thun ließe. Bets (Elisabeth) legt mit sehnsüchtigem Blicke ihre beiden Hände in die Rechte ihres treuen John, der mit dem einen Auge sie, mit dem andern das in der Linken erhobene Branntweinglas anlächelt, offenbar noch unentschieden, ob er Bets oder den Branntwein mehr liebe. Ein Matrose wiegt sich auf der Bank und johlt, den breitrandigen Strohhut schwingend, als zöge er am Geitau; das dampfende Glas vor ihm hat ihn in die glücklichste Stimmung versetzt; er glaubt auf seinem Schiffe zu sein und mit vollen Segeln irgend einer Insel im Südmeer entgegen zu fliegen; auch wiegt er sich so lange, bis die Bank mit ihm zu Boden liegt, wo denn zwei seiner Kameraden, die sich bisher mit einem bunt herausgeputzten Mohrenmädchen unterhielten, herbeikommen und ihn aufheben. —

Ich stieg eine Treppe hinauf: in den ziemlich eleganten Zimmern saßen größtentheils ehrsame

Bürger von London mit geputzten Weibern und Töchtern, Beefsteaks und „bottled beer“ vor sich. Ein schmuckes Mädchen wies mich in ein für „Gentlemen“, wie sie mit Nachdruck sagte, bestimmtes Gemach und kramte redselig aus, was an Fischen, Geflügel und Fleisch in der Küche zu finden sei. Sie lächelte gefällig, als ich ihr anheimstellte, für mich zu wählen, und beeilte sich, den Tisch zu decken. Ich bedauerte es gar nicht, daß ich eine halbe Stunde auf das Essen warten mußte, da es mir an Unterhaltung nicht fehlte.

Vor dem Hause trieben ein brauner Zigeunerbube und seine Schwester mancherlei Scherze und Spiele, welche die Umstehenden nicht wenig belustigten. Das Mädchen schien kaum fünfzehn Jahre alt zu seyn; aber sie hatte bereits alle Künste inne, welche ihren ältern Schwestern von Norwood eine so ausgezeichnete Gunst bei den Besuchern dieses Stammorts der englischen Zigeuner erwarben. Ihre Bewegungen waren leicht; ihr Tanz reizend; ihr großes Auge ging feuersprühend umher und senkte sich dann schmachtend unter die langen Wimpern. Sie wurde eingeladen zu singen, und der Bube brachte eine alte Mandoline herbei. Nach einigem Geklimper sang sie zum Aerger aller Frommen, die eine Entweihung des Sonntags darin sahen*), mit einer reinen Stimme und vielem Ausdruck einige Zigeunerliedchen, für welche sie sich nicht nur von den Umstehenden eine Gabe erbat, sondern auch diese Gelegenheit benutzte, in die Gastzimmer zu dringen, um zu betteln und wahrzusagen. Sie machte leise

*) Man ist seit wenigen Jahren in dieser Hinsicht sehr nachlässig geworden. Man darf nur Sonntag Nachmittags durch die Straßen von London gehen, um überall Harfen und Fortepiano's zu hören — früher etwas ganz Unerhörtes.

die Thüre meines Zimmerchens auf, blickte mich mit ihren großen braunen Augen lächelnd und fragend an, und schoß, da ich ihr winkte, wie ein Pfeil in die Stube. Im Wahrsagen war sie, bei mir wenigstens, nicht glücklich: der Himmel weiß, warum ich durchaus ein Amerikaner seyn sollte; von diesem falschen Vordersatze ausgehend, mißglückten die meisten, übrigens recht gut gemeinten Ergüsse ihres prophetischen Geistes. Ich versprach ihr einige Shillinge zu geben, wenn sie mir die zwei Liedchen, die sie gesungen, niederschreiben wollte. Das arme Ding konnte aber weder lesen noch schreiben. Sie wußte jedoch schnell Rath; sie warf die dicken schwarzen Locken, die um das Gesicht flatterten, sah mich mit den brennenden Augen scharf an, als wollte sie erspähen, ob ich mein Wort zu halten gesonnen sei, und eilte davon. Sie ging vor dem Wirthshause hin, sprach mit den Burschen, welche, die Hände in den Taschen, da umher hockten, und deutete zuweilen auf das Fenster, an dem ich saß. Es war offenbar, daß von allen diesen jungen Leuten keiner schreiben konnte. Plötzlich wendete sie sich auf dem Absatz und schoß die Straße hinab. Nach einer halben Stunde brachte sie mir die Liedchen, die ich als Andenken an Norwood mitnahm und hier mittheile:

1.

A poor little gipsy I wander forlorn,
My fortune was told long before I was born;
So fortunes I tell, as forsaken I stray,
And in search of my lover, I'm lost on my way,
    Spare a halfpenny!
  Spare a poor little gipsy a halfpenny!

I fear from this line you have been a sad man,
And to harm us poor girls have formed many
    a plan;

But beware, lest repentance too late cause you pain,
And attend to the lesson I give in my strain:
Spare a halfpenny!
Spare a poor little gipsy a halfpenny! *)

2.

Merry gipsies all are we
And from Norwood do we come;
Oft with cheerfull song and glee
Thus we wander far from home
With a fal lal la etc.

Thro' the wood and o'er the wild
In the dark-ome night we roam,
And oft have we the hours beguil'd
With legend tales we learn'd at home.
With a fal lal la.

When the moon hangs over head,
And the stars are twinkling high'r,
On the heath with grouso o'erspread

---

*) Ein armes kleines Zigeunermädchen wandre ich einsam; mein Geschick wurde bestimmt lange, bevor ich geboren ward; so wahrsag' ich, während ich verlassen irre, und habe, meinen Geliebten suchend, meinen Weg verloren. Vergönnt einen halben Pfennig! Vergönnt einem armen kleinen Zigeunermädchen einen halben Pfennig! — Nach dieser Linie fürcht' ich, ihr seid ein harter Mann und habt manchen Plan gemacht, uns armen Mädchen zu schaden; aber nehmt euch in Acht, damit Reue euch nicht zu spät schmerze, und hört auf die Lehre, die ich gebe in meinem Liede: Vergönnt einen halben Pfennig u. s. w.

Oft we trim our social fire.
With a fal lal la.

But when morning lights the sky,
Then we rise and haste away;
O'er the hill's and plains we hie,
And little birds upon the spray
With a fal lal la. *)

Durch einige Shillinge zutraulich gemacht, erfuhr ich Folgendes von der geschwätzigen Kleinen. Sie hieß Mary und war die jüngste Tochter einer Zigeunerin, die unten herumstrich und den Leuten wahrsagte. Ihr Vater war längst verschollen. Sie hatte drei Schwestern und fünf Brüder. Die älteste Schwester ist zu Norwood verheirathet und besucht die Höhe, wie die übrigen Zigeunerinnen. „Wenn Ihr, — sagte das Mädchen und begleitete ihre Worte mit einem nachdrucksvollen Geberdenspiel —: „Wenn Ihr eine hohe und dabei starke Gestalt seht, mit glänzend schwarzem Haar und Auge, — das ist meine

---

*) Fröhliche Zigeuner sind wir alle und von Norwood kommen wir; oft wandern wir so mit heiterm Gesang und Scherz fern von der Heimath.

Durch den Wald und über die Wildniß streifen wir in der dunkeln Nacht, und oft haben wir mit Geschichten, die wir zu Haus gelernt, die Stunden verkürzt.

Wenn der Mond da droben hängt und die Sterne höher blinken, schüren wir auf der mit Haselhühnern bedeckten Haide unser geselliges Feuer.

Aber wenn der Morgen den Himmel erhellt, stehen wir auf und ziehen davon; über Hügel und Ebenen eilen wir und die kleinen Vögel auf die Zweige.

Schwester Rosie. Meine zweite Schwester, die man, ihrer bräunlichen Farbe ungeachtet, für eine der ersten Schönheiten Englands ansah, ist an einen reichen Pachter verheirathet, der sie erziehen ließ, und mit dem sie aus Dankbarkeit die Langeweile des gewöhnlichen Lebens theilt, den Freuden entsagend, welche unser freies, wanderndes Leben in so hohem Grade gewährt."

„Ihr wohnt also nicht immer in Norwood?"

Wir haben eine Hütte hier; aber wer kann ewig an einem Orte bleiben? Wohin ich gehe, in England, Schottland und Ireland, finde ich Freunde und Freundinnen, die sich nach Norwood nennen, deren Voreltern von hier in die weite, schöne Welt zogen *).

„Wo sind Deine Brüder?"

Weiß ich's? Einer nach dem andern verschwand von hier, wo ihnen die Zeit so lange und alles so solid und ordentlich und alltäglich war, wie mir. Dabei knixte das kleine Ding und eilte aus der Stube.

„Der stürmische Waldteufel!" schnurrte die Aufwärterin, die mit dem Essen eintrat; „sie hätte mir fast die Schüsseln aus der Hand geschleudert. Ihr habt ihr doch nichts gegeben? Man kann sein Geld wahrlich besser anwenden! Die Hexe ist noch nicht sechszehn Jahre alt und hat schon einen kleinen hübschen braunen Waldteufel zu Haus und niemand weiß, wer der Vater ist. Ja, Ihr wundert Euch — das ist bei diesem Volke nicht anders." —

Ich ging nach dem Essen in's Freie. Rechts zieht, von hohen Baumgruppen umschattet, eine schöne Wiese die Anhöhe hinab. Ich ging über

*) Ich weiß aus einer zuverlässigen Quelle, daß in England allein 12,000 Zigeunerinnen leben.

die Wiese und sah da und dort am Rand des Gebüsches junge Mädchen, offenbar aus den höhern Ständen, sitzen, welche aufmerksam den Worten der rothbemäntelten Hexen lauschten und sich bei meiner Annäherung eilig hinter das Laubwerk zurückzogen. Einer schattigen Baumgruppe mich nähernd, bog ich um eine Felsecke und sah plötzlich ein junges Wesen von ungewöhnlicher Schönheit gedankenvoll in den leeren Luftraum hinaussehend, wenige Schritte vor mir. In demselben Augenblicke tönte es von der Straße her: „Ellen!" sie schlug den Schleier über das dunkelbraune Gelock und die süßen blauen Augen und verschwand. Um die Baumstämme aber drängte sich, scheu umherblickend, eine junge Zigeunerin thalabwärts und verschwand im Gebüsch. Der Gestalt nach war es Rosie. Ich schnitt ihr den Weg zur Höhe ab.

Soll ich Euch wahrsagen, Herr? fragte sie und warf den rothen Mantel, unter dem sie ein Kind trug, zurück.

„Hier ist meine Hand. Aber sage mir etwas Erfreulicheres, als Du eben da oben unter den Bäumen der jungen Dame gesagt haben magst."

Bewahre! Rosie hat nichts Unerfreuliches gesagt. Die Hand des schönen Mädchens zitterte, als ich ihre lilienweißen Finger öffnete und dieses Zittern hätte mir schon das Nöthige gesagt, wenn ich nicht von der Lage dieses Mädchens unterrichtet gewesen wäre. Ei! Ihr seyd ja ein Kind des Glückes! Briefe für Euch unterwegs — in der Heimath ein liebendes Herz, das Euch mit Sehnsucht erwartet, — nun, nun — Ihr kehrt über die See zurück, habt eine glückliche Fahrt, eine Menge blühender Kinder." — Ich gab der Schwätzerin sechs Pence und ließ sie, wieder dem Wirthshause entgegen gehend, neben mir hertrollen und plaudern.

„Die Schöne im Schleier wird Dich schwerlich reich belohnt haben für Dein albernes Geschwätz.“

Sie giebt mir immer so viel, daß ich Abends meinen Thee trinken und mir einige Schnitten geröstetes Brod kaufen kann. Wäre sie glücklich —

„Sie liebt ohne Gegenliebe zu finden?“

Die fand sie, leider. Die Männer taugten nie viel, jetzt aber sind sie ganz schlecht geworden — ich spreche von den Männern in unserm Lande, Herr; es ist gut, wenn's bei Euch anders ist — und das ist gewiß, je vornehmer, desto schlimmer. Das hübsche Kind liebt und wurde geliebt. Plötzlich reiste der junge Mensch, auf Vorschrift des Arztes, wie er sagte, nach Italien. Seine Nachrichten waren selten, frostig. Endlich blieben sie ganz aus, und man erfuhr, daß er in Florenz einer vornehmen Frau angelegentlich den Hof mache. Der Vater des Mädchens sieht das Verhältniß zu dem Elenden für gebrochen an, und ein von ihm begünstigter Bewerber ist aufgetreten; aber sie trägt ihre Wunde schwer im Herzen und, so gewiß ich meine Linien zu deuten verstehe — in einem halben Jahre liegt sie unter dem grünen Gras, wenn die Sachen sich nicht ändern.

In diesem Augenblick flogen zwei Mädchen, die Hände in einander geschlungen, mit freudestrahlenden Augen die Anhöhe hinab. Eine alte Zigeunerin sah ihnen freundlich grinsend nach und sagte zu Rosie einige Worte in der Zigeunersprache, die nach dem Spiele der Mienen nichts anders ausdrückten, als: „Verliebten ist am besten wahrsagen.“

Der Lärm vor dem Woodman war verstummt; aus den Schornsteinen der Zigeunerhütten umher kräuselte sich der blaue Rauch empor; der Abend neigte sich, und alles machte sich zum Aufbruch fertig. Das Schusterlein spannte mit ungeschick-

tem Eifer seinen alten Gaul ein und hob Frau, Schwägerin und Base in den Kasten, während seine Kinder schreiend von allen Seiten in die Arche brachen und sich zum Theil unter den Kleidern und Tüchern der Frauen verloren. Mit Mühe bewegte sich das steife Thier vorwärts, und war noch nicht zehn Schritte gegangen, als von dem Hofe her ein gellendes Geschrei sich erhob. Der Schuster hatte eines seiner Kinder vergessen, hob es polternd in den Wagen, und nun mußten alle die Kleinen die Köpfe in die Höhe recken, und er nahm eine gewissenhafte Zählung vor: da er das Dutzend voll fand, trieb er den Gaul zu einem langsamen Trab an und rollte die Höhe hinab. —

Von Sternen umglänzt, fuhr ich gegen neun Uhr an den reich beleuchteten Villen vorbei nach London zurück.

Aus:

Der tolle Invalide auf dem Fort Ratonneau.

Von

L. Achim von Arnim *).

[Der Sergeant Francoeur war in Folge einer bei Leipzig empfangenen Kopfwunde zum fernern Dienste untauglich geworden. Der Kommandant von Marseille übertrug ihm, ungeachtet ihm das

---

*) Sechs Erzählungen. Nachlaß von L. Achim v. Arnim. Berlin, Vereins-Buchhandlung.

Gerücht, daß Francoeur an Wahnsinn leide, nicht unbekannt geblieben war, die Besatzung des Fort Ratonneau, wozu nur drei Mann erforderlich waren.]

Der Einzug auf dem Fort war für alle gleich fröhlich, die abziehenden Invaliden hatten die schöne Aussicht auf Marseille bis zum Ueberdrusse genossen, und die Einziehenden waren entzückt über die Aussicht, über das zierliche Werk, über die bequemen Zimmer und Betten; auch kauften sie von den Abziehenden ein paar Ziegen, ein Taubenpaar, ein Dutzend Hühner und die Kunststücke, um in der Nähe einiges Wild in aller Stille belauern zu können; denn müßige Soldaten sind ihrer Natur nach Jäger. Als Francoeur sein Kommando angetreten, befahl er sogleich seinen beiden Soldaten, Brunet und Tessier, mit ihm den Pulverthurm zu eröffnen, das Inventarium durchzugehen, um dann einen gewissen Vorrath zur Feuerwerkarbeit in das Laboratorium zu tragen. Das Inventarium war richtig und er beschäftigte gleich einen seiner beiden Soldaten mit den Arbeiten zum Feuerwerk; mit dem andern ging er zu allen Kanonen und Mörsern, um die metallnen zu poliren, und die eisernen schwarz anzustreichen. Bald füllte er auch eine hinlängliche Zahl Bomben und Granaten, ordnete auch alles Geschütz so, wie es stehen mußte, um den einzigen Aufgang nach dem Fort zu bestreichen. Das Fort ist nicht zu nehmen! rief er einmal über das andere begeistert. Ich will das Fort behaupten, auch wenn die Engländer mit hundert tausend Mann landen und stürmen! Aber die Unordnung war hier groß! So sieht es überall auf den Forts und Batterien aus, sagte Tessier, der alte Kommandant kann mit seinem Stelzfuß nicht mehr so weit steigen, und Gottlob! bis jetzt ist es den Engländern noch nicht eingefallen zu landen. — Das muß anders werden, rief Francoeur, ich

will mir lieber die Zunge verbrennen, ehe ich zugebe, daß unsre Feinde Marseille einäschern oder wir sie doch fürchten müssen. —

Die Frau mußte ihm helfen, das Mauerwerk von Gras und Moos zu reinigen, es abzuweißen und die Lebensmittel in den Kasematten zu lüften. In den ersten Tagen wurde fast nicht geschlafen, so trieb der unermüdliche Francoeur zur Arbeit und seine geschickte Hand fertigte in dieser Zeit, wozu ein anderer wohl einen Monat gebraucht hätte. Bei dieser Thätigkeit ließen ihn seine Grillen ruhen; er war hastig; aber alles zu einem festen Ziele, und Rosalie segnete den Tag, der ihn in diese höhere Luftregion gebracht, wo der Teufel keine Macht über ihn zu haben schien. Auch die Witterung hatte sich durch Wendung des Windes erwärmt und erhellt, daß ihnen ein neuer Sommer zu begegnen schien; täglich liefen Schiffe im Hafen ein und aus, grüßten und wurden begrüßt von den Forts am Meere. Rosalie, die nie am Meere gewesen, glaubte sich in eine andere Welt versetzt, und ihr Knabe freute sich, nach so mancher harten Einkerkerung auf Wagen und in Wirthsstuben, der vollen Freiheit in dem eingeschlossenen kleinen Garten des Forts, den die früheren Bewohner nach der Art der Soldaten, besonders der Artilleristen, mit den künstlichsten mathematischen Linienverbindungen in Buchsbaum geziert hatten. Ueberflatterte die Fahne mit den Lilien, der Stolz Francoeurs, ein segenreiches Zeichen der Frau, die eine geborne Lilie, die liebste Unterhaltung des Kindes. So kam der erste Sonntag von Allen gesegnet und Francoeur befahl seiner Frau: für den Mittag ihm etwas Gutes zu besorgen, wo er seinen Freund Basset erwarte; insbesondere machte er Anspruch auf einen guten Eierkuchen, denn die Hühner des Forts legten fleißig, lieferte auch eine Zahl wil-

Forts gekommen, aber Francoeurs starke Stimme rief ihnen, indem er eine Flintenkugel über ihre Köpfe abfeuerte: Zurück! dann sagte er durch das Sprachrohr: An der hohen Mauer werde ich mit Euch reden, ich habe hier allein zu befehlen und will auch allein hier leben, so lange es dem Teufel gefällt! Sie wußten nicht, was das bedeuten solle, aber es war nichts anders zu thun, als dem Willen des Sergeanten Folge zu leisten. Sie gingen herab zu dem steilen Abhange des Forts, welcher die hohe Mauer hieß, und kaum waren sie dort angelangt, so sahen sie Rosaliens Bette und des Kindes Wiege an einem Seile niedersinken, dem folgten ihre Betten und Geräthe und Francoeur rief durch das Sprachrohr: Das Eurige nehmt; Bette, Wiege und Kleider meiner entlaufenen Frau bringt zum Kommandanten, da werdet Ihr sie finden; sagt: das schicke ihr Satanas, und diese alte Fahne, um ihre Schande mit dem Kommandanten zuzudecken! Bei diesen Worten warf er die große französische Flagge, die auf dem Fort geweht hatte, herab und fuhr fort: dem Kommandanten lasse ich hierdurch Krieg erklären, er mag sich waffnen bis zum Abend, dann werde ich mein Feuer eröffnen; er solle nicht schonen, denn ich schone ihn beim Teufel nicht; er soll alle seine Hände ausstrecken, er wird mich doch nicht fangen; er hat mir den Schlüssel zum Pulverthurm gegeben, ich will ihn brauchen, und wenn er mich zu fassen meint, fliege ich mit ihm gen Himmel, vom Himmel in die Hölle, das wird Staub geben. — Brunet wagte endlich zu reden und rief hinauf: Gedenkt an unsern gnädigsten König, daß der über Euch steht, ihm werdet Ihr doch nicht widerstreben. Dem antwortete Francoeur: In mir ist der König aller Könige dieser Welt, in mir ist der Teufel und im Namen des Teufels sage ich Euch, redet kein Wort, sonst zer-

schmettere ich Euch! — Nach dieser Drohung packten beide stillschweigend das Ihre zusammen und ließen das Uebrige stehen; sie wußten daß oben große Steinmassen angehäuft waren, die unter der steilen Felswand alles zerschmettern konnten. Als sie nach Marseille zum Kommandanten kamen, fanden sie ihn schon in Bewegung, denn Basset hatte ihn von Allem unterrichtet; er sendete die beiden Ankommenden mit einem Wagen nach dem Fort, um die Sachen der Frau gegen den drohenden Regen zu sichern, Andere sandte er aus, um die Frau mit dem Kinde aufzufinden, während er die Offiziere bei sich versammelte, um mit ihnen zu überlegen, was zu thun sey? Die Besorgniß dieses Kriegsraths richtete sich besonders auf den Verlust des schönen Forts, wenn es in die Luft gesprengt würde; bald kam aber ein Abgesandter der Stadt, wo sich das Gerücht verbreitet hatte, und stellte den Untergang des schönsten Theiles der Stadt als ganz unvermeidlich dar. Es wurde allgemein anerkannt, daß mit Gewalt nicht verfahren werden dürfe, denn Ehre sey nicht gegen einen einzelnen Menschen zu erringen, wohl aber ein ungeheurer Verlust durch Nachgiebigkeit abzuwenden; der Schlaf werde die Wuth des Francoeurs doch endlich überwinden, dann sollten entschlossene Leute das Fort erklettern und ihn fesseln. Dieser Rathschluß war kaum gefaßt, so wurden die beiden Soldaten eingeführt, welche Rosaliens Betten und Geräth zurückgebracht hatten. Sie hatten eine Bestellung Francoeurs zu überbringen, daß ihm der Teufel verrathen: sie wollten ihn im Schlafe fangen, aber er warne sie aus Liebe zu einigen Teufelskameraden, die zu dem Unternehmen gebraucht werden sollten, denn er werde ruhig in seinem verschlossenen Pulverthurme mit geladenen Gewehren schlafen und ehe sie die Thüre erbrechen könnten, wäre er längst erwacht und der

Schonung dankten. Den Fluß hatte er durch Signalschüsse gesperrt, auch auf der Chaussee durfte Niemand fahren, kurz, aller Verkehr der Stadt war für diesen Tag gehemmt und die Stadt drohete, wenn der Kommandant nicht vorsichtig verfahre, sondern wie in Feindes Land ihn zu belagern denke, daß sie die Bürger aufbieten und mit dem Invaliden schon fertig werden wolle.

Drei Tage ließ sich der Kommandant so hinhalten, jeden Abend verherrlichte ein Feuerwerk, jeden Abend erinnerte Rosalie an sein Versprechen der Nachsicht. Am dritten Abend sagte er ihr: der Sturm sey auf den andern Mittag festgesetzt, die Stadt gebe nach, weil aller Verkehr gestört sei, und endlich Hungersnoth ausbrechen könne. Er werde den Eingang stürmen, während ein andrer Theil von der andern Seite heimlich anzuklettern suche, so daß diese vielleicht früher ihrem Manne in den Rücken kämen, ehe er nach dem Pulverthurm springen könne; es werde Menschen kosten, der Ausgang sey ungewiß, aber er wolle den Schimpf von sich ablenken, daß durch seine Feigheit ein toller Mensch zu dem Dünkel gekommen: einer ganzen Stadt zu trotzen, das größte Unglück sei ihm lieber, als dieser Verdacht, er habe seine Angelegenheiten mit der Welt und vor Gott zu ordnen gesucht, Rosalie und ihr Kind würden sich in seinem Testamente nicht vergessen finden. Rosalie fiel ihm zu Füßen und fragte: was denn das Schicksal ihres Mannes sei, wenn er im Sturme gefangen würde? Der Kommandant wendete sich ab und sagte leise: der Tod unausbleiblich, auf Wahnsinn würde von keinem Kriegsgerichte erkannt werden, es ist zu viel Einsicht, Vorsicht und Klugheit in der ganzen Art, wie er sich nimmt; der Teufel kann nicht vor Gericht gezogen werden, er muß für ihn leiden. — Nach einem Strome von Thränen erholte sich Ro=

salie und sagte: Wenn sie das Fort, ohne Blutvergießen, ohne Gefahr, in die Gewalt des Kommandanten brächte, würde dann sein Vergehen als ein Wahnsinn Begnadigung finden? — Ja, ich schwör's! rief der Kommandant, aber es ist vergeblich, Euch haßt er vor Allen, und rief gestern einem unsrer Vorposten zu, er wolle das Fort übergeben, wenn wir ihm den Kopf seiner Frau schicken könnten. Ich kenne ihn, sagte die Frau, ich will den Teufel beschwören in ihm, ich will ihm Frieden geben, sterben würde ich doch mit ihm, also ist nur Gewinn für mich, wenn ich von seiner Hand sterbe, der ich vermählt bin durch den heiligsten Schwur. — Der Kommandant bat sie, sich wohl zu bedenken, erforschte ihre Absicht, widerstand aber weder ihren Bitten, noch der Hoffnung, auf diesem Wege dem gewissen Untergange zu entgehen.

Vater Philip hatte sich im Hause eingefunden und erzählte: der unsinnige Francoeur habe jetzt eine große weiße Flagge ausgesteckt, auf welcher der Teufel gemalt sey, aber der Kommandant wollte nichts von seinen Neuigkeiten wissen, und befahl ihm: zu Rosalien zu gehen, die ihm beichten wolle. Nachdem Rosalie ihre Beichte in aller Ruhe eines gottergebenen Gemüthes abgelegt hatte, bat sie den Vater Philip: sie nur bis zu einem sichern Steinwalle zu begleiten, wo keine Kugel ihn treffen könne, dort wolle sie ihm ihr Kind und Geld zur Erziehung desselben übergeben, sie könne sich noch nicht von dem lieben Kinde trennen. Er versprach es ihr zögernd, nachdem er sich im Hause erkundigt hatte: ob er auch dort noch sicher gegen die Schüsse sey, denn sein Glaube, Teufel austreiben zu können, hatte sich in ihm ganz verloren, er gestand, was er bisher ausgetrieben hätte, möchte wohl der rechte Teufel nicht gewesen seyn, sondern ein geringerer Spuk.

Rosalie kleidete ihr Kind noch einmal unter mancher Thräne weiß mit rothen Bandschleifen an, dann nahm sie es auf den Arm und ging schweigend die Treppe hinunter. Unten stand der alte Kommandant und konnte ihr nur die Hand drücken und mußte sich umwenden, weil er sich der Thränen vor den Zuschauern schämte. So trat sie auf die Straße, Keiner wußte ihre Absicht, Vater Philip blieb etwas zurück, weil er des Mitgehens gern überhoben gewesen, dann folgte die Menge müßiger Menschen auf den Straßen, die ihn fragten: was es bedeute? Viele fluchten auf Rosalien, weil sie Francoeurs Frau war, aber dieser Fluch berührte sie nicht.

Der Kommandant führte unterdessen seine Leute auf verborgenen Wegen nach den Plätzen, von welchen der Sturm eröffnet werden sollte, wenn die Frau den Wahnsinn des Mannes nicht beschwören könnte.

Am Thore schon verließ die Menge Rosalien, denn Francoeur schoß von Zeit zu Zeit über diese Fläche, auch Vater Philip klagte, daß ihm schwach werde, er müsse sich niederlassen. Rosalie bedauerte es und zeigte ihm den Felsenwall, wo sie ihr Kind noch einmal stillen und es dann in den Mantel nieder legen wollte, dort möge es gesucht werden, da liege es sicher aufbewahrt, wenn sie nicht zu ihm zurück kehren könne. Vater Philip setzte sich betend hinter den Felsen und Rosalie ging mit festem Schritt dem Steinwalle zu, wo sie ihr Kind tränkte und segnete, es in ihren Mantel wickelte und in Schlummer brachte. Da verließ sie es mit einem Seufzer, der die Wolken in ihr brach, daß blaue Hellung und das stärkende Sonnenbild sie bestrahlten. Nun war sie dem harten Manne sichtbar, als sie am Steinwalle heraustrat, ein Licht schlug am Thore auf, ein Druck, als ob sie umstürzen müßte, ein Rollen in der

Luft, ein Sausen, das sich damit mischte, zeigte ihr an: daß der Tod nahe an ihr vorüber gegangen. Es wurde ihr aber nicht mehr bange, eine Stimme sagte ihr innerlich: daß nichts untergehen könne, was diesen Tag bestanden und ihre Liebe zum Manne, zum Kinde regte sich noch in ihrem Herzen, als sie ihren Mann vor sich auf dem Festungswerke stehen und laden, das Kind hinter sich schreien hörte; sie thaten ihr Beide mehr leid als ihr eignes Unglück, und der schwere Weg war nicht der schwerste Gedanke ihres Herzens. Und ein neuer Schuß betäubte ihre Ohren und schmetterte ihr Felsstaub ins Gesicht, aber sie betete und sah zum Himmel. So betrat sie den engen Felsgang, der wie ein verlängerter Lauf, für zwei mit Kartätschen beladene Kanonen mit boshaftem Geize die Masse des verderblichen Schusses gegen die Andringenden zusammen zu halten bestimmt war. — Was siehst Du Weib! brüllte Francoeur, sieh nicht in die Luft, Deine Engel kommen nicht, hier steht Dein Teufel und Dein Tod. — Nicht Tod, nicht Teufel trennen mich mehr von Dir, sagte sie getrost, und schritt weiter hinauf die großen Stufen. Weib, schrie er, Du hast mehr Muth als der Teufel, aber es soll Dir doch nichts helfen. — Er blies die Lunte an, die eben verlöschen wollte, der Schweiß stand ihm hellglänzend über Stirn und Wangen, es war als ob zwei Naturen in ihm rangen. Und Rosalie wollte nicht diesen Kampf hemmen und der Zeit vorgreifen, auf die sie zu vertrauen begann; sie ging nicht vor, sie kniete auf die Stufe nieder, als sie drei Stufen von den Kanonen entfernt war, wo sich das Feuer kreuzte. Er riß Rock und Weste an der Brust auf, um sich Luft zu machen, er griff in sein schwarzes Haar, das verwildert in Locken starrte und riß es sich wüthend aus. Da öffnete sich die Wunde am Kopfe in dem wilden Erschüt=

tern durch Schläge, die er an seine Stirn führte. Thränen und Blut löschten den brennenden Zundstrick, ein Wirbelwind warf das Pulver von den Zündlöchern der Kanonen und die Teufelsflagge vom Thurm. Der Schornsteinfeger macht sich Platz, er schreit zum Schornstein hinaus! rief er, und deckte seine Augen. Dann besann er sich, öffnete die Gitterthüre, schwankte zu seiner Frau, hob sie auf, küßte sie, endlich sagte er: Der schwarze Bergmann hat sich durchgearbeitet, es strahlt wieder Licht in meinen Kopf und Luft zieht hindurch und die Liebe soll wieder ein Feuer zünden, daß uns nicht mehr friert. Ach Gott, was hab' ich verbrochen. Laß uns nicht feiern, sie werden mir nur wenig Stunden noch schenken, wo ist mein Kind, ich muß es küssen, weil ich noch frei bin; was ist sterben? Starb ich nicht schon einmal, als Du mich verlassen und nun kommst Du wieder und Dein Kommen giebt mir mehr, als Dein Scheiden mir nehmen konnte, ein unendliches Gefühl meines Daseins, dessen Augenblicke mir genügen. Nun lebte ich gern mit Dir und wäre Deine Schuld noch größer als meine Verzweiflung gewesen, aber ich kenne das Kriegsgesetz und ich kann nun Gottlob in Vernunft als ein reuiger Christ sterben. — Rosalie konnte in ihrer Entzückung, von ihren Thränen fast erstickt, kaum sagen, daß ihm verziehen, daß sie ohne Schuld und ihr Kind nahe sey. Sie verband seine Wunde in Eile, dann zog sie ihn die Stufen hinunter bis hin zu dem Steinwalle, wo sie das Kind verlassen. — —

Inzwischen hatte sich der Kommandant mit seinen Offizieren genähert, weil er den glücklichen Ausgang durch sein Fernrohr gesehen. Francoeur übergab ihm seinen Degen, er kündigte Francoeur Verzeihung an, weil seine Wunde ihn des Verstandes beraubt gehabt und befahl einem Chirur-

gen: diese Wunde zu untersuchen und besser zu verbinden Francoeur setzte sich nieder und ließ ruhig Alles mit sich geschehen, er sah nur Frau und Kind an. Der Chirurg wunderte sich, daß er keinen Schmerz zeigte, er zog ihm einen Knochensplitter aus der Wunde, der ringsumher eine Eiterung hervorgebracht hatte; es schien als ob die gewaltige Natur Francoeurs ununterbrochen und allmählig an der Hinausschaffung gearbeitet hatte, bis ihm endlich äußere Gewalt, die eigne Hand seiner Verzweiflung die äußere Rinde durchbrochen. Er versicherte, daß ohne diese glückliche Fügung ein unheilbarer Wahnsinn den unglücklichen Francoeur hätte aufzehren müssen. Damit ihm keine Anstrengung schade, wurde er auf einen Wagen gelegt und sein Einzug in Marseille glich unter einem Volke, das Kühnheit immer mehr als Güte zu achten weiß, einem Triumphzuge; die Frauen warfen Lorbeerkränze auf den Wagen, Alles drängte sich den stolzen Bösewicht kennen zu lernen, der so viele tausend Menschen während drei Tage beherrscht hatte. Die Männer aber reichten ihre Blumenkränze Rosalien und ihrem Kinde und rühmten sie als Befreierin und schwuren ihr und dem Kinde reichlich zu vergelten, daß sie ihre Stadt vom Untergange gerettet habe.

Briefe an Göthe

von

Bettine v. Arnim.

Wartburg, den 1. August in der Nacht.

Freund, ich bin allein; alles schläft, und mich hält's wach, daß es kaum ist, wie ich noch mit Dir zusammen war. Vielleicht, Göthe, war dieß das höchste Ereigniß meines Lebens; vielleicht war es der reichste, der seligste Augenblick; schönere Tage sollen mir nicht kommen, ich würde sie abweisen

Er war freilich ein letzter Kuß, mit dem ich scheiden mußte, da ich glaubte, ich müsse ewig an Deinen Lippen hängen, und wie ich so dahin fuhr durch die Gänge unter den Bäumen, unter denen wir zusammen gegangen waren, da glaubte ich, an jedem Stamme müsse ich mich festhalten, — aber sie verschwanden, die grünen wohlbekannten Ruinen, sie wichen in die Ferne, die geliebten Auen und Deine Wohnung war längst hinabgesunken, und die blaue Ferne schien allein mir meines Lebens Räthsel zu bewachen; — doch die mußt' auch noch scheiden, und nun hat ich nichts mehr als mein heiß's Verlangen, und meine Thränen flossen diesem Scheiden; ach, da besann ich mich auf alles, wie Du mit mir gewandelt bist in nächtlichen Stunden und hast mir gelächelt, daß ich Dir die Wolkengebilde auslegte und meine Liebe, meine schönen Träume, und hast mit mir gelauscht dem Geflüster der Blätter im Nachtwinde, der Stille der fernen weit verbreiteten Nacht. — Und

hast mich geliebt, das weiß ich; wie Du mich an der Hand führtest durch die Straßen, da hab' ich's an Deinem Athem empfunden, am Ton Deiner Stimme, an etwas, wie soll ich's Dir bezeichnen, das mich umwehte, daß Du mich aufnahmst in ein inneres geheimes Leben, und hattest Dich in diesem Augenblick mir allein zugewendet und begehrtest nichts als mit mir zu sein; und dieß alles, wer wird mir's rauben? — was ist mir verloren? — Mein Freund, ich habe alles, was ich je genossen. Und wo ich auch hingehe, — mein Glück ist meine Heimath.

Wie die Regentropfen rasseln an den kleinen runden Fensterscheiben, und wie der Wind furchtbar tobt! Ich habe schon im Bett gelegen, und hatte mich nach der Seite gewendet, und wollte einschlafen in Dir, im Denken an Dich. — Was heißt das: im Herrn entschlafen? Oft fällt mir dieser Spruch ein, wenn ich so zwischen Schlaf und Wachen fühle, daß ich mit Dir beschäftigt bin; — ich weiß genau, wie das ist: der ganze irdische Tag vergeht dem Liebenden, wie das irdische Leben der Seele vergeht; sie ist hie und da in Anspruch genommen, und ob sie sich's schon verspricht, sich selber nicht zu umgehen; so hat sie sich am End durch das Gewebe der Zeiten durchgearbeitet, immer unter der heimlichen Bedingung, einmal nur Rücksprache zu nehmen mit dem Geliebten, aber die Stunden legen im Vorüberschreiten jede ihrer Bitten und Befehle dar; und da ist ein übermächtiger Wille im Menschen, der heißt ihn allem sich fügen; den läßt er über sich walten, wie das Opfer über sich walten läßt, das da weiß, es wird zum Altar geführt. — Und so entschläft die Seele im Herrn, ermüdet von der ganzen Lebenszeit, die ihr Tyrann war und jetzt den Scepter sinken läßt. Da steigen göttliche Träume herauf, und nehmen sie in ihren Schoos, und hüllen sie

ein, und ihr magischer Duft wird immer stärker und umnebelt die Seele, daß sie nichts mehr von sich weiß; das ist die Ruhe im Grabe; so steigen Träume herauf jede Nacht, wenn ich mich besinnen will auf Dich, und ich lasse mich ohne Widerstand einwiegen, denn ich fühle, daß mein Wolkenbett aufwärts mit mir steigt! —

Wenn Du diese Nacht auch wach gehalten bist, so mußt Du doch einen Begriff haben von dem ungeheuern Sturm. Eben wollte ich noch ganz stark sein und mich gar nicht fürchten; da nahm aber der Wind einen so gewaltigen Anlauf, und klirrte an den Fensterscheiben und heulte so jammernd, daß ich Mitleid spürte, und nun riß er so tückisch die schwere Thüre auf, er wollte mir das Licht auslöschen; ich sprang auf den Tisch und schützte es, und ich sah durch die offne Thür nach dem dunklen Gang, um doch gleich bereit zu sein, wenn Geister eintreten sollten; ich zitterte vor herzklopfender Angst; da sah ich was sich bilden, draußen im Gang; und es war wirklich, als wollten zwei Männer eintreten, die sich bei der Hand hielten; einer weiß und breitschulterig, und der andere schwarz und freundlich; und ich dachte: das ist Göthe! Da sprang ich vom Tisch Dir entgegen, und lief zur Thüre hinaus auf den dunklen Gang, vor dem ich mich gefürchtet hatte, und ging bis an's Ende Dir entgegen, und meine ganze Angst hatte sich in Sehnsucht verwandelt; und ich war traurig, daß die Geister nicht kamen, Du und der Herzog. — Ihr seid ja oft hier gewesen zusammen, Ihr zwei freundliche Brüder.

Gute Nacht, ich bin begierig auf morgen früh; da muß sich's ausweisen, was der Sturm wird angerichtet haben; das Krachen der Bäume, das Rieseln der Wasser wird doch was durchgesetzt haben.

Am 2. August.

Heute Morgen hat mich die Sonne schon halb fünf Uhr geweckt; ich glaub', ich hab' keine zwei Stund' geschlafen; sie mußte mir grad' in die Augen scheinen. Eben hatte es aufgehört mit Wolkenbrechen und Windwirbeln, die goldne Ruh breitete sich aus am blauen Morgenhimmel; ich sah die Wasser sich sammlen und ihren Weg zwischen den Felskanten suchen hinab in die Fluth; gestürzte Tannen brachen den brausenden Wassersturz, und Felssteine spalteten seinen Lauf; er war unaufhaltsam; er riß mit sich, was nicht widerstehen konnte. — Da überkam mich eine so gewaltige Lust — ich konnte auch nicht widerstehen: ich schürzte mich hoch, der Morgenwind hielt mich bei den Haaren im Zaum; ich stützte beide Hände in die Seite, um mich im Gleichgewicht zu halten, und sprang hinab, in kühnen Sätzen von einem Felsstück zum andern, bald hüben, bald drüben, das brausende Wasser mit mir, kam ich unten an, da lag, als wenn ein Keil sie gespalten hätte bis an die Wurzel, der halbe Stamm einer hohlen Linde, quer über den sich sammlenden Wassern. O liebster Freund! der Mensch, wenn er Morgennebel trinkt und die frischen Winde sich mit jagen, und der Duft der jungen Kräuter in die Brust eindringt, und in den Kopf steigt; und wenn die Schläfe pochen und die Wangen glühen, und wenn er die Regentropfen aus den Haaren schüttelt, was ist das für eine Lust!

Auf dem umgestürzten Stamm ruhte ich aus und da entdeckte ich unter den dick belaubten Aesten unzählige Vogelnester, kleine Meisen mit schwarzen Köpschen und weißen Kehlen, sieben in einem Neste, und Finken und Distelfinken; die alten Vögel flatterten über meinem Kopf und wollten die Jungen ätzen; ach, wenn's ihnen nur gelingt, sie groß zu ziehen in so schwieriger Lage; denk' nur:

aus dem blauen Himmel herabgestürzt an die Erde, quer über einen reißenden Bach, wenn so ein Vögelchen herausfällt, muß es gleich ersaufen, und noch dazu hängen alle Nester schief. — Aber die hunderttausend Bienen und Mücken, die mich umschwirrten, die all' in der Linde Nahrung suchten; — wenn Du doch das Leben mit angesehen hättest! Da ist kein Markt so reich an Verkehr, und alles war so bekannt, jedes suchte sein kleines Wirthshaus unter den Blüthen, wo es einkehrte, und emsig flog es wieder hinweg und begegnete dem Nachbar, und da summten sie an einander vorbei, als ob sie sich's sagten, wo gut Bier feil ist. — Was schwätze ich Dir alles von der Linde! — und doch ist's noch nicht genug; an der Wurzel hängt der Stamm noch zusammen; ich sah hinauf zu dem Gipfel des stehenden Baumes, der nun sein halbes Leben am Boden hinschleifen muß, und im Herbst stirbt er ihm ab. Lieber Göthe, hätte ich meine Hütte dort in der einsamen Thalschlucht, und ich wär' gewöhnt, auf Dich zu warten, welch' großes Ereigniß wär' dieses, wie würd' ich Dir entgegen springen und von weitem schon zurufen: „Denk' nur unsere Linde!" Und so ist es auch, ich bin eingeschlossen in meiner Liebe, wie in einsamer Hütte, und mein Leben ist ein Harren auf Dich unter der Linde; wo Erinnerung und Gegenwart duftet, und die Sehnsucht die Zukunft herbeilockt. Ach, lieber Wolfgang, wenn der grausame Sturm die Linde spaltet, und die üppigere stärkere Hälfte mit allem innen wohnenden Leben zu Boden stürzt, und ihr grünes Laub, über bösem Geschick, wie über stürzenden Bergwassern, trauernd welkt und die junge Brut in ihren Aesten verdirbt; o dann denk', daß die eine Hälfte noch steht, und in ihr alle Erinnerung und alles Leben, was dieser entsprießt, zum Himmel getragen wird.

Adieu! Jetzt geht's weiter; morgen bin ich

Dir nicht so nah, daß ein Brief, den ich früh geschrieben, Dir spät die Zeit vertreibt. — Ach lasse sie Dir vertreiben, als wenn ich selbst bei Dir wär: zärtlich!

In Kassel bleib ich vierzehn Tage, dort werd ich der Mutter schreiben, sie weiß noch nicht, daß ich bei Dir war.

Bettine.

Goethe's Antwort.

An Bettine.

Du bist ein feines Kind, ich lese Deine lieben Briefe mit innigem Vergnügen, und werde sie gewiß immer wieder lesen mit demselben Genuß. Dein Malen des Erlebten sammt aller innern Empfindung von Zärtlichkeit, und dem, was Dir Dein witziger Dämon eingibt, sind wahre Originalskizzen, die auch neben den ernsteren Beschäftigungen, ihr hohes Interesse nicht verläugnen, nimm es daher als eine herzliche Wahrheit auf, wenn ich Dir danke. Bewahre mir Dein Vertrauen und lasse es, wo möglich, noch zunehmen. Du wirst mir immer sein und bleiben, was Du bist. Mit was kann man Dir auch vergelten, als nur, daß man sich willig von allen Deinen guten Gaben bereichern läßt. Wie viel Du meiner Mutter bist, weißt Du selbst, ihre Briefe fließen in Lob und Liebe über. Fährst Du so fort, den flüchtigen Momenten guten Glückes liebliche Denkmale der Erinnerung zu widmen; ich stehe Dir nicht dafür, daß ich mir's anmaßen könnte, solche geniale lebenvolle Entwürfe zur Ausführung zu benützen, wenn sie dann nur auch so warm und wahr an's Herz sprechen.

Die Trauben an meinem Fenster, die schon vor ihrer Blüthe, und nun ein zweites Mal Zeu-

gen deiner freundlichen Erscheinung waren, schwellen ihrer vollen Reife entgegen, ich werde sie nicht brechen, ohne Deiner dabei zu gedenken, schreibe mir bald und liebe mich.

Göthe.

Ueber Beethoven.

a. Bettina an Goethe.

Es ist Beethoven, von dem ich Dir jetzt sprechen will, und bei dem ich der Welt und Deiner vergessen habe; ich bin zwar unmündig, aber ich irre darum nicht, wenn ich ausspreche (was jetzt vielleicht keiner versteht und glaubt), er schreite weit der Bildung der ganzen Menschheit voran, und ob wir ihn je einholen? — ich zweifle; möge er nur leben, bis das gewaltige und erhabene Räthsel, was in seinem Geiste liegt, zu seiner höchsten Vollendung herangereift ist, ja, möge er sein höchstes Ziel erreichen, gewiß dann läßt er den Schlüssel zu einer himmlischen Erkenntniß in unsern Händen, die uns der wahren Seligkeit um eine Stufe näher rückt.

Vor Dir kann ich's wohl bekennen, daß ich an einen göttlichen Zauber glaube, der das Element der geistigen Natur ist, diesen Zauber übt Beethoven in seiner Kunst; alles wessen er Dich darüber belehren kann, ist reine Magie, jede Stellung ist Organisation einer höheren Existenz, und so fühlt Beethoven sich auch, als Begründer einer neuen sinnlichen Basis im geistigen Leben; Du wirst wohl herausverstehen, was ich sagen will und was wahr ist. Wer könnte uns diesen Geist ersetzen? von wem könnten wir ein Gleiches erwarten? — Das ganze menschliche Treiben geht wie ein Uhrwerk an ihm auf und nieder, er allein erzeugt frei aus sich das Ungeahnte, Unerschaffene,

was sollte diesem auch der Verkehr mit der Welt, der schon vor Sonnenaufgang am heiligen Tagwerk ist, und nach Sonnenuntergang, kaum um sich sieht, der seines Leibes Nahrung vergißt, und von dem Strom der Begeisterung im Flug an den Ufern des flachen Alltagslebens vorübergetragen wird; er selber sagte: „wenn ich die Augen aufschlage, so muß ich seufzen, denn was ich sehe, ist gegen meine Religion, und die Welt muß ich verachten, die nicht ahnt, daß Musik höhere Offenbarung ist als alle Weisheit und Philosophie, sie ist der Wein, der zu neuen Erzeugungen begeistert, und ich bin der Bacchus, der für die Menschen diesen herrlichen Wein keltert und sie geistestrunken macht, wenn sie dann wieder nüchtern sind, dann haben sie allerlei gefischt, was sie mit auf's Trockene bringen. — Keinen Freund hab ich, ich muß mit mir allein leben; ich weiß aber wohl, daß Gott mir näher ist wie den andern in meiner Kunst, ich gehe ohne Furcht mit ihm um, ich hab ihn jedesmal erkannt und verstanden, mir ist auch gar nicht bange um meine Musik, die kann kein bös Schicksal haben, wenn sie sich verständlich macht, der muß frei werden von all dem Elend, womit sich die andern schleppen." — Dieß alles hat mir Beethoven gesagt, wie ich ihn zum ersten Mal sah, mich durchdrang ein Gefühl von Ehrfurcht, wie er sich mit so freundlicher Offenheit gegen mich äußerte, da ich ihm doch ganz unbedeutend sein mußte; auch war ich verwundert, denn man hatte mir gesagt, er sei ganz menschenscheu und lasse sich mit Niemand in ein Gespräch ein. Man fürchtete sich, mich zu ihm zu führen, ich mußte ihn allein aufsuchen, er hat drei Wohnungen, in denen er abwechselnd sich versteckt, eine auf dem Lande, eine in der Stadt und die dritte auf der Bastei, da fand ich ihn im dritten Stock; unangemeldet trat ich ein, er saß am Clavier, ich

nannte meinen Namen, er war sehr freundlich und fragte: ob ich ein Lied hören wolle, was er eben componirt habe? — dann sang er scharf und schneidend, daß die Wehmuth auf den Hörer zurückwirkte: „Kennst du das Land," — „nicht wahr, es ist schön," sagte er begeistert, „wunderschön! ich will's noch einmal singen," er freute sich über meinen heitern Beifall. „Die meisten der Menschen sind gerührt über etwas Gutes, das sind aber keine Künstlernaturen, Künstler sind feurig, die weinen nicht," sagte er. Dann sang er noch ein Lied von Dir, das er auch in diesen Tagen componirt hatte: „Trocknet nicht Thränen der ewigen Liebe." — Er begleitete mich nach Hause, und unterwegs sprach er eben das viele Schöne über die Kunst, dabei sprach er so laut und blieb auf der Straße stehen, daß Muth dazu gehörte zuzuhören, er sprach mit großer Leidenschaft und viel zu überraschend, als daß ich nicht auch der Straße vergessen hätte, man war sehr verwundert, ihn mit mir in eine große Gesellschaft, die bei uns zum Diner war, eintreten zu sehen. Nach Tisch setzte er sich unaufgefordert an's Instrument und spielte lang und wunderbar, sein Stolz fermentirte zugleich mit seinem Genie; in solcher Aufregung erzeugt sein Geist das Unbegreifliche und seine Finger leisten das Unmögliche. — Seitdem kommt er alle Tage oder ich gehe zu ihm. Darüber versäume ich Gesellschaften, Gallerien, Theater und sogar den Stephansthurm. Beethoven sagte: „Ach was wollen Sie da sehen! ich werde Sie abholen, wir gehen gegen Abend durch die Allee von Schönbrunn." Gestern ging ich mit ihm in einen herrlichen Garten, in voller Blüthe, alle Treibhäuser offen, der Duft war betäubend; Beethoven blieb in der drückenden Sonnenhitze stehen und sagte: „Göthe's Gedichte behaupten nicht allein durch den Inhalt, auch durch den

Rhythmus eine große Gewalt über mich, ich werde gestimmt und aufgeregt zum Componiren durch diese Sprache, die wie durch Geister zu höherer Ordnung sich aufbaut und das Geheimniß der Harmonieen schon in sich trägt. Da muß ich denn von dem Brennpunkt der Begeisterung die Melodie nach allen Seiten hin ausladen, ich verfolge sie, hole sie mit Leidenschaft wieder ein, ich sehe sie dahin fliehen in der Masse verschiedener Aufregungen verschwinden, bald erfasse ich sie mit erneuter Leidenschaft, ich kann mich nicht von ihr trennen, ich muß mit raschem Entzücken in allen Modulationen sie vervielfältigen, und im letzten Augenblick da triumphire ich über den ersten musicalischen Gedanken, sehn Sie, das ist eine Symphonie; ja, Musik ist so recht die Vermittlung des geistigen Lebens zum sinnlichen. Ich möchte mit Goethe hierüber sprechen, ob der mich verstehen würde? — Melodie ist das sinnliche Leben der Poesie. Wird nicht der geistige Inhalt eines Gedichts zum sinnlichen Gefühl durch die Melodie? — empfindet man nicht in dem Lied der Mignon ihre ganze sinnliche Stimmung durch die Melodie? und erregt diese Empfindung nicht wieder zu neuen Erzeugungen? — Da will der Geist zu schrankenloser Allgemeinheit sich ausdehnen, wo alles in Allem sich bildet zum Bett der Gefühle, die aus dem einfachen musikalischen Gedanken entspringen, und die sonst ungeahnt verhallen würden; das ist Harmonie, das spricht sich in meinen Symphonien aus, der Schmelz vielseitiger Formen wogt dahin in einem Bett bis zum Ziel. Da fühlt man denn wohl, daß ein Ewiges, Unendliches nie ganz zu Umfassendes in allem geistigen liege, und obschon ich bei meinen Werken immer die Empfindung des Gelingens habe, so fühle ich einen ewigen Hunger, was mir eben erschöpft schien mit dem letzten Paukenschlag, mit dem ich

meinen Genuß, meine musikalische Ueberzeugung den Zuhörern einkeilte, wie ein Kind von neuem anzufangen. Sprechen Sie dem Goethe von mir, sagen Sie ihm, er soll meine Symphonien hören, da wird er mir recht geben, daß Musik der einzige unverkörperte Eingang in eine höhere Welt des Wissens ist, die wohl den Menschen umfaßt, daß er aber nicht sie zu fassen vermag. — Es gehört Rhythmus des Geistes dazu, um Musik in ihrer Wesenheit zu fassen, sie gibt Ahnung, Inspiration himmlischer Wissenschaften, und was der Geist sinnlich von ihr empfindet, das ist die Verkörperung geistiger Erkenntniß. — Obschon die Geister von ihr leben, wie man von der Luft lebt, so ist es noch ein anders, sie mit dem Geiste begreifen; — je mehr aber die Seele ihre sinnliche Nahrung aus ihr schöpft, je reifer wird der Geist zum glücklichen Einverständniß mit ihr. — Aber Wenige gelangen dazu, denn so wie Tausende sich um der Liebe willen vermählen, und die Liebe in diesen Tausenden sich nicht einmal offenbart, obschon sie alle das Handwerk der Liebe treiben, so treiben Tausende einen Verkehr mit der Musik, und haben doch ihre Offenbarung nicht; auch ihr liegen die hohen Zeichen des Moralsinns zum Grund wie jeder Kunst, alle ächte Erfindung ist ein moralischer Fortschritt. — Sich selbst ihren unerforschlichen Gesetzen unterwerfen, vermöge dieser Gesetze den eignen Geist bändigen und lenken, daß er ihre Offenbarungen ausströme, das ist das isolirende Princip der Kunst; von ihrer Offenbarung aufgelöst werden, das ist die Hingebung an das Göttliche, was in Ruhe seine Herrschaft an dem Rasen ungebändigter Kräfte übt; und so der Phantasie die höchste Wirksamkeit verleihet. So vertritt die Kunst allemal die Gottheit, und das menschliche Verhältniß zu ihr ist Religion, was wir durch die Kunst erwerben, das ist von Gott göttliche Ein-

gebung, die den menschlichen Befähigungen ein Ziel steckt, was er erreicht.

Wir wissen nicht, was uns Erkenntniß verleihet; das fest verschlossene Samenkorn bedarf des feuchten, elektrisch warmen Bodens, um zu treiben, zu denken, sich auszusprechen. Musik ist der elektrische Boden, in dem der Geist lebt, denkt, erfindet. Philosophie ist ein Niederschlag ihres elektrischen Geistes; ihre Bedürftigkeit, die alles auf ein Urprincip gründen will, wird durch sie gehoben, und obschon der Geist dessen nicht mächtig ist, was er durch sie erzeugt, so ist er doch glückselig in dieser Erzeugung, und so ist jede ächte Erzeugung der Kunst unabhängig, mächtiger als der Künstler selbst, und kehrt durch ihre Erscheinung zum Göttlichen zurück, und hängt nur darin mit dem Menschen zusammen, daß sie Zeugniß gibt, von der Vermittlung des Göttlichen in ihm.

Musik gibt dem Geist die Beziehung zur Harmonie. Ein Gedanke abgesondert, hat doch das Gefühl der Gesammtheit der Verwandtschaft im Geist; so ist jeder Gedanke in der Musik in innigster, untheilbarster Verwandtschaft mit der Gesammtheit der Harmonie die Einheit.

Alles elektrische regt den Geist zu musikalischer, fließender, ausströmender Erzeugung.

Ich bin elektrischer Natur. — Ich muß abbrechen mit meiner unerweislichen Weisheit, sonst möchte ich die Probe versäumen, schreiben Sie an Goethe von mir, wenn Sie mich verstehen, aber verantworten kann ich nichts, und will mich auch gern belehren lassen von ihm." — Ich versprach ihm, so gut ich's begreife, Dir alles zu schreiben. — Er führte mich zu einer großen Musikprobe mit vollem Orchester, da saß ich im weiten unerhellten Raum in einer Loge ganz allein; einzelne Streiflichter stahlen sich durch Ritzen und Astlöcher, in denen ein Strom bunter Lichtfunken hin und her

tanzte, wie Himmelsstraßen mit seligen Geistern bevölkert.

Da sah ich denn diesen ungeheuren Geist sein Regiment führen. O, Goethe! kein Kaiser und kein König hat so das Bewußtsein seiner Macht, und daß alle Kraft von ihm ausgehe, wie dieser Beethoven, der eben noch im Garten nach einem Grund suchte, wo ihm denn alles herkomme; verstünd' ich ihn so wie ich ihn fühle, dann wüßt ich alles. Dort stand er so fest entschlossen, seine Bewegungen, sein Gesicht drückten die Vollendung seiner Schöpfung aus, er kam jedem Fehler, jedem Mißverstehen zuvor, kein Hauch war willkürlich, alles war durch die großartige Gegenwart seines Geistes in die besonnenste Thätigkeit versetzt. — Man möchte weissagen, daß ein solcher Geist in späterer Vollendung als Weltherrscher wieder auftreten werde.

Gestern Abend schrieb ich noch alles auf, heute Morgen las ich's ihm vor, er sagte: „Hab ich das gesagt? — nun dann hab ich einen Raptus gehabt;" er las es noch einmal aufmerksam und strich das oben aus und schrieb zwischen die Zeilen, denn es ist ihm drum zu thun, daß Du ihn verstehst.

Erfreue mich nun mit einer baldigen Antwort, die dem Beethoven beweist, daß Du ihn würdigst. Es war ja immer unser Plan, über Musik zu sprechen, ja ich wollte auch, aber durch Beethoven fühl' ich nun erst, daß ich der Sache nicht gewachsen bin.

Bettina.

b. Goethe an Bettina.

Dein Brief, herzlich geliebtes Kind, ist zur glücklichen Stunde an mich gelangt, Du hast Dich brav zusammengenommen, um mir eine große und schöne Natur in ihren Leistungen wie in ihrem

Streben, in ihren Bedürfnissen wie in dem Ueberfluß ihrer Begabtheit darzustellen, es hat mir großes Vergnügen gemacht, dies Bild eines wahrhaft genialen Geistes in mich aufzunehmen, ohne ihn klassifiziren zu wollen, gehört doch ein psychologisches Rechnungskunststück dazu, um das wahre Facit der Uebereinstimmung da herauszuziehen, indessen fühle ich keinen Widerspruch gegen das, was sich von Deiner raschen Explosion erfassen läßt; im Gegentheil möchte ich Dir für einen innern Zusammenhang meiner Natur, mit dem was sich aus diesen mannigfaltigen Aeußerungen erkennen läßt, einstweilen einstehen, der gewöhnliche Menschenverstand würde vielleicht Widersprüche darin finden, was aber ein solcher vom Dämon besessener ausspricht, davor muß ein Laie Ehrfurcht haben, und es muß gleichviel gelten, ob er aus Gefühl oder aus Erkenntniß spricht, denn hier walten die Götter und streuen Samen zu künftiger Einsicht, von der nur zu wünschen ist, daß sie zu ungestörter Ausbildung gedeihen möge, bis sie indessen allgemein werde, da müssen die Nebel vor dem menschlichen Geist sich erst theilen. Sage Beethoven das Herzlichste von mir, und daß ich gern Opfer bringen würde, um seine persönliche Bekanntschaft zu haben, wo denn ein Austausch von Gedanken und Empfindungen gewiß den schönsten Vortheil brächte, vielleicht vermagst Du so viel über ihn, daß er sich zu einer Reise nach Carlsbad bestimmen läßt, wo ich doch beinah jedes Jahr hinkomme und die beste Muse haben würde von ihm zu hören und zu lernen; ihn belehren zu wollen, wäre wohl selbst von einsichtigern, als ich, Frevel, da ihm sein Genie vorleuchtet, und ihm oft wie durch einen Blitz Hellung gibt, wo wir im Dunkel sitzen und kaum ahnen, von welcher Seite der Tag anbrechen werde.

Soviel Freude würde es mir machen, wenn Beethoven mir die beiden componirten Lieder von mir schicken wollte, aber hübsch deutlich geschrieben, ich bin sehr begierig sie zu hören, es gehört mit zu meinen erfreulichsten Genüssen, für die ich sehr dankbar bin, wenn ein solches Gedicht früherer Stimmung mir durch eine Melodie (wie Beethoven ganz richtig erwähnt) wieder aufs neue versinnlicht wird. — — —

(Briefwechsel Thl. 3. S. 67.)

Komm mit Freund! scheue nicht den feuchten Abendthau, ich bin ein Kind und Du bist ein Kind, wir liegen gern unter freiem Himmel, und sehen den gemächlichen Zug der Abendwolken, die im purpurnen Gewand dahin schwimmen. O komme! — kein seligerer Traum, kein beglückenderes Ereigniß als Ruhe! stille Ruhe im Dasein! beglückt daß es so ist, und kein Wähnen, es könne anders sein, oder es müsse anders kommen. Nein! nicht im Paradies wird es schöner sein, als diese Ruhe ist, die keine Rechenschaft giebt, kein Ueberschauen des Genusses, weil jeder Augenblick ganz selig ist. Solche Minuten erleb ich mit Dir, nur weil ich Dich denke an meiner Seite in jenen Kinderjahren; da sind wir eines Sinnes, was ich erlebe spiegelt sich in Dir, und ich lerne es in Dir begreifen, und was erlebte ich, wenn ich's nicht in Dir anschaute? — In was empfindet sich der Geist, durch was besitzt er sich, als nur dadurch, daß er die Liebe hat? — Ich habe Dich Freund! Du wandelst mit mir, Du ruhst an meiner Seite, meine Worte sind der Geist den Deine Brust aushaucht.

Die Nachtigall war anders gegen mich gesinnt wie Du, sie stieg herab von Ast zu Ast und kam immer näher, sie hing sich an den äußersten Zweig, um mich zu sehen, ich wendete leise mich zu ihr, um sie nicht zu scheuchen, und siehe da! Aug in Nachtigallenaug, wir blickten uns an und hielten's aus. Dazu trugen die Winde die Töne einer fernen Musik herüber, deren allumfassende Harmonie wie ein in sich abgeschlossenes Geisteruniversum erklang, wo jeder Geist alle Geister durchdringt, und alle jedem sich fügen; vollkommen schön war dies Ereigniß, dies erste Annähern zweier gleich unbewußten, unschuldigen Naturen, die noch nicht erfahren hatten, daß aus Liebesdurst, aus Liebeslust das Herz im Busen stärker und stärker klopft. Gewiß, ich war erfreut und gerührt durch dies Annähern der Nachtigall, wie ich mir denke, daß Du allenfalls freundlich bewegt werden könntest durch meine Liebe, aber was hat die Nachtigall bewogen mir nachzugehen, warum kam sie herab vom hohen Baum und setzte sich mir so nah, daß ich sie mit der Hand hätte haschen können, warum sah sie mich an und zwar mir in's Aug? — Das Aug spricht mit uns, es antwortet auf den Blick, die Nachtigall wollte mit mir sprechen, sie hatte ein Gefühl, einen Gedanken mit mir auszutauschen (Gefühl, ist der Keim des Gedankens,) und wenn es so ist, welchen tiefen, gewaltigen Blick läßt uns hier die Natur in ihre Werkstatt thun; wie bereitet sie ihre Steigerungen vor, wie tief legt sie ihre Keime, wie weit ist es noch von der Nachtigall bis zu dem Bewußtsein zwischen zwei Liebenden, die ihre Inbrunst so deutlich im Lied der Nachtigall gesteigert empfinden, daß sie glauben müssen, ihre Melodieen seien der wahre Ausdruck ihrer Empfindungen. —

Am andern Tag kam sie wieder, die Nachtigall — ich auch, mir ahnete sie würde kommen,

ich hatte die Guitarre mitgenommen, ich wollte ihr was vorspielen, an der Pappelwand war's, der wilden Rosenhecke gegenüber, die ihre langen schwankenden Zweige über die Mauer des Nachbargartens hereinstreckte und mit ihren Blüthen beinah bis wieder an den Boden reichte; da saß sie, streckte ihr Hälschen und sah mir zu, wie ich mit dem Sand spielte. Nachtigallen sind neugierig, sagen die Leute, bei uns ist's ein Sprichwort: du bist so neugierig wie eine Nachtigall; aber warum ist sie denn neugierig auf den Menschen, der scheinbar gar keine Beziehung auf sie hat? — wer wird einstens aus dieser Neugierde sich erzeugen? — O! nichts umsonst, alles braucht die Natur zu ihrem rastlosen Wirken es will und muß weiter gehen, in ihren Erlösungen. Ich stieg auf eine hohe Pappel, deren Aeste von unten auf zu einer bequemen Treppe rund um den Stamm gebildet waren; da oben in dem schlanken Wipfel band ich mich fest an die Zweige mit der Schnur, an der ich die Guitarre mir nachgezogen hatte, es war schwül, nun regten sich die Lüfte stärker und trieben ein Heer von Wolken über uns zusammen. Die Rosenhecke wurde hoch gehoben vom Wind und wieder niedergebeugt, aber der Vogel saß fest; je brausender der Sturm, je schmetternder ihr Gesang, die kleine Kehle strömte jubelnd ihr ganzes Leben in die aufgeregte Natur, der fallende Regen behinderte sie nicht, die brausenden Bäume, der Donner übertäubte und schreckte sie nicht, und ich auch auf meiner schlanken Pappel wogte im Sturmwind nieder auf die Rosenhecke, wenn sie sich hob, und streifte über die Saiten, um den Jubel der kleinen Sängerin durch den Takt zu mäßigen. Wie still war's nach dem Gewitter! welche heilige Ruhe folgte dieser Begeisterung im Sturm! mit ihr breitetete die Dämmerung sich über die weiten Gefilde meine kleine Sängerin

schwieg, sie war müde geworden. Ach, wenn der Genius aufleuchtet in uns, und unsere gesammten Kräfte aufregt, daß sie ihm dienen, wenn der ganze Mensch nichts mehr ist, als nur dienend dem Gewaltigen, dem Höheren als er selbst, und die Ruhe folgt auf solche Anstrengung, wie mild ist es da, wie sind da alle Ansprüche, selbst etwas zu sein, aufgelöst in Hingebung an den Genius! So ist Natur, wenn sie ruht vom Tagewerk: sie schläft, und im Schlaf giebt es Gott den Seinen. So ist der Mensch, der unterworfen ist dem Genius der Kunst, dem das elektrische Feuer der Poesie die Adern durchströmt, den prophetische Gabe durchleuchtet, oder der, wie Beethoven eine Sprache führt, die nicht auf Erden, sondern im Aether Muttersprache ist. Wenn solche ruhen von begeisterter Anstrengung, dann ist es so mild, so kühl, wie es heute nach dem Gewitter war in der ganzen Natur, und mehr noch in der Brust der kleinen Nachtigall, denn sie schlief wahrscheinlich heute noch tiefer als alle andren Vögel, und um so kräftiger und um so inniger wird ihr der Genius, der es den Seinen im Schlaf giebt, vergolten haben, ich aber stieg nach eingeathmeter Abendstille von meinem Baum herab und durchdrungen von den hohen Ereignissen des eben Erlebten, sah ich unwillkührlich die Menschheit über die Achsel an.

Aus meinem Tagebuche.

Von

Ludwig Börne *).

Einst war mir die Nachtigall die Rose der Luft. Mir dufteten ihre Töne und Blutlockende Dornen verwundeten das entzückte Ohr. Jetzt höre ich sie nur noch und mit wahrem Vergnügen. Die Christgeschenke des Frühlings lagen hellerleuchtet vor mir und ich war unentschlossen wie ein Kind, was ich zuerst genießen, zuerst mir aneignen sollte. Ich zögerte zu wünschen. Dort das Wäldchen, hier das Thal, den Berg drüben, die Mühle, den Wassersturz? Jetzt kann ich bedenken und wählen.

Der Frühling, die Nachtigall, das Morgenroth, des Mädchens holder Blick — es ist nichts. Alles ist die Jugend. Die Welt ist ein Spiegel, was hineinschaut, schaut heraus. Er gibt euch nur zurück, was ihr ihm geliehen, er dankt euch nicht mit einem Lichtstrahle ärmlicher Zinse. Ja, wer ihn durchschauen könnte, wer es vermöchte die Folie des Lichtes abzustreifen! Die Welt ist hinter dem Leben; aber wo endet das Leben? Die Welt ist nichts.

Die Jugend — es ist ein dunkles Wort. Wir alten klugen Leute sprechen es aus und verstehen es nicht. Ein Traum der vorigen Woche ist uns

---

*) Gesammelte Schriften. Hamburg, bei Hoffmann u. Campe. 1832.

heller. Und gut, daß es so ist; gut, daß wir im Alter die Jugend vergessen, denn wäre es anders, es wäre schlimm, es gäbe Zweifel, die uns zu Tode quälten.

Für welches Lebensalter bestimmt uns denn die Geburt? Für welches bilden wir uns heran? Für welches erziehen wir unsere Kinder? Habt ihr je darüber nachgedacht? Ich zweifle. Für Alle! Ja! so sollte es seyn, aber so ist es nicht. Der Knabe wird dem Jünglinge, der Jüngling dem Manne, der Mann dem Greise aufgeopfert. Und will der Greis, nachdem seine Freiheit überreif geworden, sie endlich genießen und leben für das Leben, kömmt die Religion und sagt: nicht so alter Junge, die Schule ist noch nicht aus, das Leben kömmt erst nach dem Tode, der Sarg ist die Wiege deiner Freiheit. — —

Was berechtiget uns, das blanke Gold der Jugend dem blassen trügerischen Alter darzuleihen, das hohe Zinsen verspricht, weil es aller Schuldscheine lacht und sich nicht scheut Bankerott zu machen.

Wir leben immer nur für die Zukunft, ewiges Stimmen und nie beginnt das Conzert. Ein Wechsel wird mit dem andern bezahlt; es ist eine Liederlichkeit ohne Gleichen. Die Zinsen blasen das Capital auf und Thoren, welchen nie das baare Geld des Lebens lacht, halten sich für reich, wenn der Luftballon ihrer Hoffnungen recht hoch steigt. Wo nur das hinaus will! Lieber Gott, du bist doch sonst so gut, rede einmal, sey nicht verschwiegen wie ein Diplomat, sage uns wo das endlich hinaus will.

Ihr könnt es gedruckt lesen: von allen Menschen die geboren werden, stirbt fast die Hälfte in der Kindheit; das Jünglingsalter erreichen weniger als die Hälfte, bis zu dem fünfzigsten Jahre,

bis zu dem Alter, wo man für Arbeiten, Mühen, Entbehrungen zu ärnten anfängt, gelangt weniger als ein Dritt-Theil, und dem Wohle dieses kleinen Dritt-Theils werden zwei große Dritt-Theile aufgeopfert! Den Jungen gehört die Welt und die Alten bewirthschaften, benutzen und beherrschen sie. Eltern, die Schule, Erziehung, der Staat, alle sorgen nur für die hochbejahrten, und die Jugend ist verdammt die Magd des Alters zu seyn!

Die alten klugen Leute sprechen von der Leidenschaft der Jugend und von ihrer eigenen herrlichen Erfahrung. Aber die Leidenschaft, die jedem Alter angemessen, ist seine Vernunft. In jedem Alter glauben wir vernünftig zu seyn und sehen die Vernunft des verflossenen Alters als Leidenschaft an. Und die Erfahrung macht unruhig, unglücklich, denn sie lehrt uns nur die Ausnahmen von der Regel. Die Regel zu kennen braucht man keine Erfahrung, die lehrt das Buch und das eigene Herz. Nur der Unerfahrene hat recht, nur er ist glücklich. Darum glaubet der Jugend; was die Jugend glaubt ist ewig, euer Wissen aber vergeht.

Und die Natur in ihren Menschengesetzen ist nicht vernünftiger und gerechter als der Mensch in seiner Freiheit. Nicht die unerfüllten Wünsche meiner armen Brüder schmerzen mich, mich betrübt, daß die Erfüllungen kommen, wenn der Wunsch, der sie gerufen, schon längst begraben ist.

Das Kind möchte herumspringen: es muß in der Schule bleiben und lateinisch lernen. Der Jüngling darf hinaus ins Freie: da sitzt er in der Kammer beim Schattenrisse der Liebsten und seufzt. So lange wir reiselustig, haben wir kein Geld: wenn wir reich geworden, sind wir alt und bequem, wir spielen Boston und unser Casino lockt uns mehr als Rom und Neapel. Dann kommen die Freundinnen unserer Nichten, herzen und küs-

sen den lieben Onkel, trippeln ihm unbarmherzig auf seine gichtischen Füße und stören ihn im Mittagsschlafe. Satanskinder! warum seyd ihr nicht dreißig Jahre früher gekommen, da der Onkel noch ein Neffe war, nach dem Essen nicht schlief, sondern trank und das Podagra nicht hatte? Lacht nicht, lacht nicht! Ich habe Neffen, die werden mich rächen.

Als Knabe hatte ich einen Wunsch, so heiß wie keinen seitdem. Es war ein Säbelchen zum Tabaksräumer dienend, das ich bei einem andern Knaben gewahrte. Ich hatte eine schlaflose Nacht darüber. Jetzt könnte ich solcher Säbelchen in Dutzenden kaufen, aber ich mag sie nicht. Sie könnten vor meinen Füßen liegen, ich würde sie nicht aufheben. Dafür habe ich andere Gelüste, und ich möchte rasend werden, denke ich daran, daß mir vielleicht später alle diese Sachen kommen, wenn sie mir gleichgültig geworden.

Robert oder der Mann wie er seyn sollte, verschaffte mir von meinem Hofmeister eine Ohrfeige, die ich heute noch spüre. Diesen Robert hatte ich mir zum Muster genommen: ich wollte ein Arzt werden wie er, der unentgeltlich heilte, aber noch viel tugendhafter als er. Wegen Klara du Plessis und Klairant versäumte ich meine Uebersetzung im Döring, und mußte die Bank hinunter rücken, und über die Leiden der Hardenbergischen Familie habe ich mehr geweint, als später über meine eigenen. Ach, seitdem hat kein Kummer, noch so groß, mein Brod benetzt, wie damals die Thränen den Apfel benetzten, an dem ich lesend aß, und den mir die Ohrfeige aus der Hand warf! Und jetzt! bin ich so glücklich, daß mir keiner Ohrfeigen gibt, weil ich lese und liebe? Wer störte mich? Doch still — ich verspreche es Dir guter Lafontaine, nie, nie will ich Dich kritisiren!

(In Paris.)

Vom langen Umherstreichen hungrig und müde geworden, ging ich in ein Kaffeehaus um zu frühstücken, mich auszuruhen und dann meine Wanderung fortzusetzen. Da der schwere Reichard in meiner Tasche mir etwas lästig fiel, bat ich die schöne Dame, die am Comptoir saß, mir das Buch zu verwahren, ich würde es im Vorübergehen wieder abholen. Aber mit ganz unbeschreiblicher Freundlichkeit schüttelte sie ihre schwarzen Locken, wies das Buch zurück und sagte: Oh, Monsieur! Das verblüffte mich etwas. Ich legte das Buch auf den Tisch und bezahlte auf dessen Deckel meine Karte. Die Dame strich das Geld ein und zog dann das Buch mit noch größerer Freundlichkeit, als sie es früher abgewiesen, wieder zu sich, legte es in eine Schublade und sagte: es solle gut verwahrt werden. Erst fünf Minuten nachher wußte ich, was ich von dem Betragen denken sollte. Ganz gewiß glaubte die gute Französin, ich hätte kein Geld mein Frühstück zu bezahlen und wollte darum das Buch als Unterpfand zurücklassen. Sie nahm es nicht an und stellte sich als merkte sie meine Verlegenheit nicht. Dieses machte einen sehr freundlichen Eindruck auf mich und nichts ist mir früher oder später in Paris begegnet, was diesen ersten Eindruck wieder geschwächt hätte. Ich habe die Franzosen immer urban, immer menschlich gefunden — menschlich im schönsten Sinne des Wortes. Das ist nicht allein Menschlichkeit, daß man jedem in seiner Noth, sobald er klagt, zu Hülfe komme — wem reichte hierzu immer die Kraft und der gute Wille zu? — sondern daß man menschlich fühle und eines jeden Noth errathe und verstehe. Das vermögen die Franzosen, denn sie sind Totalmenschen; das vermögen aber die Deutschen nicht, die nur Stückmenschen sind und, kleinstädtisch selbst

in großen Städten, nur das Glück und Unglück ihrer Standesgenossen verstehen.

Die herannahende Dämmerung erinnerte mich, daß ich für die Nacht noch kein Dach und Bett habe. Ich suchte mir ein Hotel heraus, das schön angestrichen war und viele Fenster hatte, trat hinein und forderte ein Zimmer. Der Wirth fragte mich, ob er meine Sachen von der Messagerie solle abholen lassen? Ich antwortete kurz, ich hätte keine Sachen, die würden später nachkommen. Das machte ihn etwas stutzig, und allerdings gab mir der ordinäre Interims-Mantel von Biber, den ich in Mannheim gekauft hatte und der mir nur bis an die Kniee reichte, ein etwas ärmliches Ansehen. Indessen bekam ich ein Zimmer, da man wohl dachte, eine Nacht könne man es mit mir versuchen. Ich nahm mir vor, jeden Tag meine Rechnung zu bezahlen, um den Wirth von seiner verzeihlichen Aengstlichkeit zu befreien. Als ich am andern Morgen nach ihm fragte, war er schon ausgegangen und ich konnte ihn den ganzen Tag über nicht sprechen. Am zweiten Morgen trat der Hausherr in mein Zimmer, drückte mir die Hand und war die Freundlichkeit, ja die Herzlichkeit selbst. Er hatte in den Zeitungen gelesen, ich wäre als politischer Flüchtling in Paris angekommen; er bot mir sein ganzes Haus, seinen Tisch, ja seinen Geldbeutel an — ich würde zur gelegenen Zeit meine kleine Schuld wohl abtragen, bemerkte er. Es dauerte vierzehn Tage, ehe ich meinen Koffer aus Deutschland bekam, und so lange bat ich täglich vergebens um meine Rechnung. Erst als meine Sachen angelangt waren, und der Hausherr sah, daß ich nicht ohne Mittel sey, nahm er Bezahlung von mir an.

So betrug sich ein Franzose, dem ich fremd war. Darauf ging ich zu einem Deutschen, dem ich bekannt war, der in Paris wohnte und Han-

del trieb. Ich bat ihn um die Erlaubniß, meine Koffer an ihn adressiren lassen zu dürfen, da ich nicht wisse, ob ich meine gegenwärtige Wohnung behalten würde und also keine sichere Adresse nach Hause schreiben könne Der Mann war schon in Verlegenheit als er mich sah; da ich aber um die Benutzung seiner Adresse bat, erschrak er und verwirrte sich, daß es zum Erbarmen war. Er beschwor mich bei Gott, ihn mit meinem Koffer zu verschonen, denn er habe in den Blättern gelesen, daß ich in politischen Händeln verwickelt sey und in dergleichen lasse er sich nicht gern ein. „Je suis père de Famille,“ jammerte der Narr. Ich hatte ihm freilich zu viel zugemuthet; er war nicht blos ein Deutscher, sondern zugleich ein Jude, also ein Hase mit acht Füßen. Ich ließ ihn laufen. Aber Minister können daraus lernen, daß, um mit ihren widerspenstigen Liberalen fertig zu werden, sie nichts Klügeres thun könnten, als sie alle beschneiden zu lassen und Juden aus ihnen zu machen. Dann würden sie folgsam wie die Schafe werden, und würden, indem sie alle ihr Geld in Staatspapiere steckten, für ihre ewige Ruhe freiwillige Caution leisten.

Vierzehen Tage lang sprachen die pariser Blätter der verschiedenen Partheien von meiner Ankunft. Sie brauchten mich natürlich blos als Farbmaterial und zerrieben mich servil mit dem Stößer, oder kochten mich liberal sanft auf — aber man sprach doch von mir. Ich wollte meinen Augen nicht trauen. Bin ich denn eine höchste Person? Bin ich ein Kurier? Bin ich eine Sängerin? Bin ich ein jubellirender Staatsdiener? Das alles nicht, und doch ist in den Zeitungen von mir die Rede! Was ist das für ein närrisches Volk!

Wenn in Deutschland selbst die großen Städte kleinstädtisch sind, so muß man den Geist der klei-

nen zu bezeichnen, erst ein neues Wort erfinden. Wie in England die Theilung der Arbeiten, ist bei uns die Theilung der Vergnügungen auf das Aeußerste getrieben. Man amüsirt sich homöopathisch: in einem Kübel Langeweile kommt ein Tröpfchen Zeitvertreib. Eigentlich besitzt jede Stadt alles, was man braucht, eine angenehme Geselligkeit, einen freundlichen Heerd zu bilden, um den man sich nach den Mühen des Tages versammelt, dort, nachdem man sich zu Hause die Hände gewaschen, auch das Herz zu reinigen. Aber bei uns sind die Erfordernisse zu solcher Bildung getrennt und zerstreut, und mit unglaublichem Eifer und bewunderungswürdiger Beharrlichkeit sucht man die Trennungen zu unterhalten. Hier ist der Stein, dort der Stahl; hier der Zunder, dort die feuerschlagende Hand; hier das Brennholz, dort der Heerd Sie nennen das Klubbs, Casinos, Ressourcen, Harmonieen, Collegien, Museen. Da gesellen sich die Gleichgesinnten, die Gleichbegüterten, die Gleichbeschäftigten, die Standesgenossen. Da findet jeder nur, was er so eben verlassen; da hört jeder nur das Echo seiner eignen Gesinnung; da erfahren sie nichts Neues und vergessen sie nichts Altes. Eine solche Unterhaltung ist blos eine fortgesetzte Tagesbeschäftigung, nur mit dem Nachtheile, daß sie nichts einbringt und die Zeit rein verloren geht. In diesen Klubbs herrscht die Stille eines Kirchhofes. Nichts hört man als das Beingeklapper der Billiardkugeln, Würfel und Domino-Steine; nichts sieht man als Rauchwolken, die wie Geister aus den Pfeifenköpfen steigen Erst wenn neue Beamte gewählt, oder neue Mitglieder aufgenommen werden sollen, besonders wenn die Vorgeschlagenen Gegner haben, kommt Bewegung in den Tod; dann ist ein Leben, wie es auf dem altrömischen Forum war. So besteht jede

deutsche Stadt aus funfzig kleinen Festungen, deren Besatzung auf nichts sinnt, als sich gegen die Draußen zu vertheidigen. Sie sterben lieber aus Mangel an Unterhaltung, als daß sie ihre Thore öffneten; denn ihr Zweck und ihr Vergnügen ist nicht die Vereinigung, sondern das Excommunizieren. — —

Als ich in Hannover in das dortige Museum eingeführt worden, fragte ich den Sekretär, aus welchen Klassen von Bürgern die Gesellschaft bestünde? Daß die Gesellschaft klassisch seyn werde, wie überall, konnte ich mir denken. Der Sekretär antwortete mir mit triumphirender Miene: „Es sind gar keine Bürger dabei, höchstens ein Paar und wir haben zwei Minister.“ Das hannövrische Museum zu besuchen, hat ein Fremder nur drei Wochen das Recht. Ich kam aus Versehen einen Tag länger, was doch verzeihlich war, da schwangere Weiber sich in ihrer weit wichtigern Rechnung so oft irren. Man warf mich zwar nicht gleich zur Thüre hinaus, aber man gab mir brieflich zu verstehen, man würde mich, wenn ich wieder käme, mit Schmerz zur Thüre hinaus werfen; die eingeführte Ordnung erfordere, daß man — grob sey. Die Ordnung! Ach und Weh über die Nomomanie der Deutschen! Man sollte diese lebendigen Corpora juris alle in Schweinsleder kleiden.

Auf meiner Reise nach Hannover blieb ich einen Tag in Braunschweig. Aus meinem Zimmer im Gasthofe konnte ich durch das Fenster eines kleinen Saales sehen, der menschenleer war und worin auf einem grünen Tische viele Zeitungen lagen. Ich schmachtete sehr nach der Frankfurter Didaskalia und sagte dem Kellner, er möchte mich in das Lesezimmer führen. Dieser antwortete, das ging nicht an, das Zimmer wäre zugeschlossen und es wäre eine geschlossene Gesell-

schaft. Die Zeit wurde mir lange, es war ein schöner Tag und ich fragte, wohin die Leute spazieren gingen. Man wies mich in Bartels Garten. Bartels Garten gefiel mir. Rechts war ein großer Saal, dessen Thüre offen stand; ich trat hinein. Viele geputzte und schöne Damen waren da versammelt und ein Tisch war gedeckt für mehr als hundert Personen. Ich nahm ein Messer, spießte zum Zeichen der Besitzergreifung des Gedeckes, das darauf liegende Milchbrod lothrecht an und bestellte provisorisch einen Schoppen Medoc beim Kellner. Einige alte Weiber warfen mir lange durchdringende Blicke zu. Ich lächelte, denn ich dachte, sie wollten mich agaciren; aber sie waren ganz unschuldig. Der Kellner bemerkte mir mit nordischer Artigkeit, das wäre ein bestelltes Essen und eine geschlossene Gesellschaft. Ich warf mich zum Saale hinaus. Gegenüber links war eine Reihe anderer Zimmer, worin viele Herren Tabak rauchten, Billiard und Kegel spielten und andere deutsche Vergnügungen trieben. Ich wollte hineintreten, als ich an der Thür einen Zettel bemerkte, worauf mit großen Buchstaben vermiethet geschrieben stand. Und das nennt man einen öffentlichen Garten. Ich setzte mich unter den Bäumen, wo noch sechs bis acht Gäste saßen, wahrscheinlich excommunicirte wie ich. Bei dieser Gelegenheit machte ich von meiner gewohnten Lebensart eine fromme und lobenswerthe Ausnahme.

Sonst pflege ich täglich nur Morgens und Abends zu beten: Hole euch der Teufel alle mit einander! Aber in Bartels Garten hielt ich dieses Gebet auch Nachmittags zum zweiten und vorletzten Male, am nämlichen Tage. Ich zahlte meine Bier=Kaltschale, sagte: hole euch der Teufel alle mit einander! und eilte voller Zorn hinaus. Bäume sehe ich auf der Land=

straße genug; ich war gekommen Menschen zu sehen und finde sie alle geschlossen wie die Spitzbuben.

Göthe spricht langsam, leise, ruhig und kalt. Die dumme Scheinbeherrschte Menge preist das hoch. Der Langsame ist ihr bedächtig, der Leise bescheiden, der Ruhige gerecht und der Kalte vernünftig Aber es ist Alles anders. Der Muthige ist laut, der Gerechte eifrig, der Mitleidige bewegt, der Entschiedene schnell. Wer auf dem schwanken Seile der Lüge tanzt, braucht die Balancirstange der Ueberlegung; doch wer auf dem festen Boden der Wahrheit wandelt, mißt nicht ängstlich seine Schritte ab und schweift mit seinen Gedanken nach Lust umher. Seht euch vor mit Allen, die so ruhig und sicher sprechen! Sie sind ruhig aus Unruhe, scheinen sicher, weil sie sich unsicher fühlen. Glaubet dem Zweifelnden und zweifelt wenn man Glauben gebietet.

Die Kunst, in drei Tagen ein Original-schriftsteller zu werden.

Es giebt Menschen und Schriften, welche Anweisung geben, die lateinische, griechische, französische Sprache in drei Tagen, die Buchhalterei sogar in drei Stunden zu erlernen. Wie man aber in drei Tagen ein guter Original-Schriftsteller werden könne, wurde noch nicht gezeigt. Und doch ist es so leicht! Man hat nichts dabei zu lernen, sondern nur vieles zu verlernen; nichts zu erfahren, sondern manches zu vergessen. Wie die Welt jetzt beschaffen, gleichen die Köpfe der Gelehrten, und also auch ihre Werke, den alten

Handschriften, von welchen man die langweiligen Zänkereien eines Kirchen-Stiefvaters, oder die Faseleien eines Mönchs, erst abkratzen muß, um zu einem römischen Klassiker zu kommen. Jedem menschlichen Geiste sind schöne Gedanken, und weil mit jedem Menschen die Welt neu geschaffen wird, auch neue angeboren; aber das Leben und der Unterricht schreiben ihre unnützen Sachen darauf und bedecken sie. Man bekommt eine ziemlich richtige Ansicht von dieser Lage der Dinge, wenn man etwa Folgendes bedenkt Ein Thier, eine Frucht, eine Blume erkennen wir in ihrer wahren Gestalt, was sie sind, erscheinen sie uns. Würde aber der von der Natur eines Rebhuhns, eines Himbeerstrauchs, einer Rose eine wahre Anschauung haben, der nur eine Rebhuhnpastete, Himbeersaft und Rosenöl kennen gelernt? So ist es aber mit den Wissenschaften, mit allen Dingen, die wir mit dem Geiste und nicht durch die Sinne auffassen: zubereitet und verwandelt werden sie uns vorgesetzt, und in ihrer rohen und nackten Gestalt lernen wir sie nicht kennen. Die Meinung ist die Küche, worin alle Wahrheiten abgeschlachtet, gerupft, zerhackt, geschmort und gewürzt werden. An nichts ist größerer Mangel, als an Büchern ohne Verstand, an solchen nämlich, die Sachen enthalten und keine Meinungen. Es giebt nur eine kleine Zahl origineller Schriftsteller und die besten unterscheiden sich von den minderguten viel weniger, als man nach einer oberflächlichen Vergleichung denken mag. Einer schleicht, einer läuft, einer hinkt, einer tanzt, einer fährt, einer reitet zu seinem Ziele; aber Ziel und Weg ist Allen gemein. Große und neue Gedanken gewinnt man nur in der Einsamkeit; wie gewinnt man aber die Einsamkeit? Man kann die Menschen fliehen, dann steht man auf dem geräuschvollen Markte der Bücher; man kann die Bücher wegwerfen, wie

entfernt man aber aus seinem Kopfe alle die herkömmlichen Kenntnisse, die der Unterricht hineingebracht? In der Kunst, sich unwissend zu machen, ist die wahre Kunst der Selbsterziehung, die nöthigste, die schönste, aber die am seltensten und am stümperhaftesten geübt wird. Wie es unter einer Million Menschen nur tausend Denker giebt, so giebt es unter tausend Denkern nur einen Selbstdenker. Ein Volk ist jetzt wie ein Brei, dem nur der Topf Einheit giebt; etwas Kerniges und Festes findet sich nur an der Scharre, in der untersten Lage des Volks, und Brei bleibt Brei, und der goldene Löffel, der einen Mundvoll herausschöpft, hat, weil er die Verwandten getrennt, nicht darum auch die Verwandtschaft aufgehoben.

Das wahre wissenschaftliche Streben ist keine Columbische Entdeckungsreise, sondern eine Ulysses-Fahrt. Der Mensch wird in der Fremde geboren, leben heißt die Heimath suchen, und denken heißt leben. Aber das Vaterland der Gedanken ist das Herz: an dieser Quelle muß schöpfen, wer frisch trinken will; der Geist ist nur Strom, Tausende sind daran gelagert, und trüben das Wasser mit Waschen, mit Baden, mit Flachs rösten und andern schmutzigen Handthierungen Der Geist ist der Arm, das Herz ist der Wille; Kraft kann man sich anbilden, man kann sie steigern, ausbilden; was nützt aber alle Kraft, ohne den Muth, sie zu gebrauchen? Eine schimpfliche Feigheit zu denken hält uns Alle zurück. Drückender als die Zensur der Regierungen ist die Zensur, welche die öffentliche Meinung über unsere Geisteswerke ausübt. Nicht an Geist, an Charakter mangelt es den meisten Schriftstellern, um besser zu seyn, als sie sind. Aus Eitelkeit entspringt diese Schwäche. Der Künstler, der Schriftsteller will seine Genossen überragen, überholen; aber um einen zu überragen, muß man sich ihm zur Seite stellen, um einen zu überholen,

muß man auf gleichem Wege wandern als er. Daher haben die guten Schriftsteller so vieles mit den schlechten gemein. Im guten steckt ganz der schlechte; nur ist er etwas mehr. Der gute geht ganz den Weg des schlechten, nur geht er etwas weiter. Wer auf die Stimme seines Herzens hört, statt auf das Marktgeschrei, und wer den Muth hat, lehrend zu verbreiten, was ihn das Herz gelehrt, der ist immer originell. Aufrichtigkeit ist die Quelle aller Genialität, und die Menschen wären geistreicher, wenn sie sittlicher wären. Und hier folgt die versprochene Nutzanwendung. Nehmt einige Bogen Papier und schreibt drei Tage hinter einander, ohne Falsch und Heuchelei, Alles nieder, was euch durch den Kopf geht. Schreibt, was ihr denkt von euch selbst, von euern Weibern, von dem Türkenkrieg, von Göthe, von Fonks Kriminalprozeß, vom jüngsten Gerichte, von euern Vorgesetzten — und nach Verlauf der drei Tage werdet ihr vor Verwunderung, was ihr für neue, unerhörte Gedanken gehabt, ganz außer euch kommen. Das ist die Kunst, in drei Tagen ein guter Original-Schriftsteller zu werden!

Denkrede auf Jean Paul.

Ein Stern ist untergegangen und das Auge dieses Jahrhunderts wird sich schließen, bevor er wieder erscheint; denn in weiten Bahnen zieht der leuchtende Genius und erst späte Enkel heißen freudig willkommen, von dem trauernde Väter einst weinend geschieden. Und eine Krone ist gefallen von dem Haupte eines Königs! Und ein Schwert ist gebrochen in der Hand eines Feldherrn; und ein hoher Priester ist gestorben! Wohl mögen wir den beweinen, der uns Ersatz gewesen

und uns nun unersetzlich geworden. Jedem Lande ward für jedes trübe Entbehren irgend eine freundliche Vergütung. Der Norden ohne Herz hat seine eiserne Kraft; der kränkelnde Süden seine goldene Sonne; das finstere Spanien seinen Glauben; die darbenden Franzosen erquickt der sprudelnde Witz, und Englands Nebel verklärt die Freiheit. Wir hatten Jean Paul, und wir haben ihn nicht mehr, und in ihm verloren wir, was wir nur in ihm besaßen: Kraft, und Milde, und Glauben, und heitern Scherz, und entfesselte Rede Das ist der Stern, der untergegangen: Der himmlische Glaube, der in dem Erlöschen uns geleuchtet. Das ist die Krone, die herabgefallen: Die Krone der Liebe, die den beherrschte, der sie getragen, wie Alle die ihm unterthan gewesen. Das ist das Schwert, das gebrochen: Der Spott in scharfer Hand, vor dem Könige zittern, und der blutleere Höflinge erröthen macht. Und das ist der hohe Priester, der für uns gebetet im Tempel der Natur — er ist dahin geschieden und unsere Andacht hat keinen Dollmetscher mehr. Wir wollen trauern um ihn, den wir verloren, und um die Andern, die ihn nicht verloren. Nicht Allen hat er gelebt! Aber eine Zeit wird kommen, da wird er Allen geboren, und Alle werden ihn beweinen. Er aber steht geduldig an der Pforte des zwanzigsten Jahrhunderts und wartet lächelnd, bis sein schleichend Volk ihm nachkomme. Dann führt er die Müden und Hungrigen ein in die Stadt seiner Liebe; er führt sie unter ein wirthliches Dach: die vornehmen, verzärtelten Geschmacks in den Pallast des hohen Albano; die Unverwöhnten aber in seines Siebenkäs enge Stube, wo die geschäftige Lenette am Heerd waltet, und der heiße, beißende Wirth mit Pfefferkörnern deutsche Schüsseln würzt.

Jahrhunderte ziehen hinab, die Jahreszeiten rollen vorüber, es wechselt die Witterung des

Glücks; die Stufen des Alters steigen auf und steigen nieder. Nichts ist dauernd als der Wechsel, nichts beständig als der Tod. Jeder Schlag des Herzens schlägt uns eine Wunde, und das Leben wäre ein ewiges Verbluten, wenn nicht die Dichtkunst wäre. Sie gewährt uns, was uns die Natur versagt: eine goldne Zeit die nicht rostet, einen Frühling, der nicht abblüht, wolkenloses Glück und ewige Jugend. Der Dichter ist der Tröster der Menschheit; er ist es, wenn der Himmel selbst ihn bevollmächtigt, wenn ihm Gott sein Siegel auf die Stirne gedrückt und wenn er nicht um schnöden Botenlohn die himmlische Botschaft bringt. So war Jean Paul. Er sang nicht in den Pallästen der Großen, er scherzte nicht mit seiner Leyer an den Tischen der Reichen. Er war der Dichter der Niedergebornen, er war der Sänger der Armen, und wo Betrübte weinten, da vernahm man die süßen Töne seiner Harfe. Mögen wir der stolzen Glocke, die an seltnen Festtagen majestätisch schallt, unsere Ehrfurcht zollen — unsere Liebe wird der vertrauten Uhr, die jeden Pulsschlag unsers Herzens begleitet, die jede Viertelstunde unserer Freuden nachtönt, und alle unsere Schmerzen, Minute nach Minute, von uns nimmt.

In den Ländern werden nur die Städte gezählt; in den Städten nur die Thürme, Tempel und Palläste; in den Häusern ihre Herren; im Volke die Kameradschaften; in diesen ihre Anführer. Vor allen Jahreszeiten wird der Frühling geliebkost; der Wanderer staunt breite Wege und Ströme und Alpen an; und was die Menge bewundert, preisen die gefälligen Dichter. Jean Paul war kein Schmeichler der Menge, kein Diener der Gewohnheit. Durch enge, verwachsene Pfade suchte er das verschmähte Dörfchen auf. Er zählte im Volke die Menschen, in den Städ-

ten die Dächer, und unter jedem Dach jedes Herz. Alle Jahreszeiten blühten ihm, sie brachten ihm alle Früchte. Auch der ärmste Dichter, und schlotterte ihm nur eine Saite noch auf seiner kümmerlichen Leyer, hat die Feyertage der ersten Liebe besungen. Jean Paul wartet diese heilige Flamme, bis sie mit dem Tode verlischt. Bei jener goldenen Hochzeit ist er der trauende Priester, der die alten Herzen noch einmal an einander legt, und die zitternden Hände zum letzten Male paart, bevor der Tod sie trennt. Durch Nebel und Stürme, und über gefrorne Bäche, dringt er in das eingeschneite Häuschen eines Dorfschulmeisters, die Christnachtfreuden seiner Kinder zu theilen. Mit vollen Klängen besingt er die königliche Lust, auf den Wonnen=Inseln des Lago Maggiore; aber mit leisern und wärmern Tönen das enge Glück eines deutschen Jubelseniors und die Freuden eines schwedischen Pfarrers.

Für die Freiheit des Denkens kämpfte Jean Paul mit Andern; im Kampfe für die Freiheit des Fühlens steht er allein. Seltsame, wunderliche Menschen, die wir sind! Fast sorglicher noch als unsern Haß, suchen wir unsere Liebe zu verbergen, und wir fliehen so ängstlich den Schein der Güte, als wir unter Dieben den Schein des Reichthums meiden. Wie oft geschieht es, daß wir auf dem Markte des täglichen Treibens, oder in den Sälen alltäglichen Geschwätzes, all den wichtigen, volljährigen Dingen, die hier getrieben, dort gesprochen werden, erlogene Aufmerksamkeit schenken! Wir scheinen gelassen und sind bewegt, scheinen ernst und sind weich, scheinen wach und sind von süßer Lust gewiegt, gehen bedächtigen Schrittes und unser Herz taumelt von Erinnerung zu Erinnerung, und wir wandeln mit breitem Fuße zwischen den Blumenbeeten unserer Kindheit, und erheben uns auf den Flügeln der

Phantasie zu den rothen Abendwolken unsrer hinabgesunkenen Jugend. Wie ängstlich lauschest du dann umher, ob kein Auge dich ertappt, ob kein Ohr die stillen Seufzer deiner Brust vernommen! Dann tritt Jean Paul nahe an dich heran, und sagt dir leise und lächelnd: „Ich kenne dich!“ Du verbirgst deine Freuden, weil sie dir zu kindlich scheinen für die Theilnahme der Würdigen; du verheimlichst deine Schmerzen, weil sie dir zu klein dünken für das Mitleid. Jean Paul findet dich auf und deine verstohlene Lust und spricht: „Komm, spiele mit mir!“ Er schleicht sich in die Kammer, wo du einsam weinest, wirft sich an dein Herz und sagt: „Ich komme mit dir zu weinen!“ Schlummert und träumt irgend eine kindliche Neigung in deiner Brust, und sie erwacht, steht Jean Paul vor der Wiege, und vielleicht waren es nur seine Lieder, die dein Herz in solchen Schlaf und in solche Träume gelullt. Nicht wie Andere es gethan, spürt er nach den verborgenen Einöden im menschlichen Herzen, er sucht darin die versteckten Paradiese auf. Er löset die Rinde von der verhärteten Brust nnd zeigt den weichen Bast darunter; und in der Asche eines ausgebrannten Herzens findet er den letzten, halbtodten Funken, und facht ihn zur hellen Liebesflamme an. Darin hat er seinem Volke wohlgethan, darin war er sein Retter! Es gab eine Zeit, wo kein deutscher Jüngling, wenn er liebte, zu sagen wagte: ich liebe dich. Züchtig und bescheiden wie er war, sagte er: wir lieben dich, Mädchen! Hinangezogen am Spalier der Staatsmauer, hinauf gerankt an der Stange des Herkommens, hatte er verlernt, seinen eignen Wurzeln zu trauen. Jean Paul munterte die blöden Herzen auf; er zuerst wagte, das jedem Deutschen so grause Wort Ich auszusprechen, und wenn die Freiheit nicht darin besteht, daß man ohne Gesetze

lebe, sondern daß Jeder sein eigner Gesetzgeber sey, so war es Jean Paul, der für unsere Enkel die Saat der deutschen Freiheit ausgestreut.

Jean Paul war der Dichter der Liebe, auf die schönste erhabenste Weise, wie man dieses Wort nur deuten mag. Einst in seiner Jugend hatte er folgenden Eid geschworen: „Großer Genius der Liebe! ich achte dein heiliges Herz, in welcher todten oder lebenden Sprache, mit welcher Zunge, mit der feurigen Engelszunge, oder mit einer schweren, es auch spreche, und will dich nie verkennen, du magst wohnen im engen Alpenthal, oder in der Schattenhütte, mitten im Glanze der Welt; und du magst den Menschen Frühlinge schenken oder hohe Irrthümer, oder einen kleinen Wunsch, oder ihnen Alles, Alles nehmen! „Er hat den Eid geschworen und er hat ihn gehalten bis in den Tod. Doch was ist Liebe ohne Gerechtigkeit? Die Milde des Räubers, der dem einen schenkt, was er dem andern genommen. Jean Paul war auch ein Priester des Rechts. Die Liebe war ihm eine heilige Flamme, und das Recht der Altar, auf dem sie brannte, und nur reine Opfer brachte er ihr. Er war ein sittlicher Sänger. Nie schmückte er häßliche Sünde mit den Blumen seiner Worte aus; nie bedeckte er eine unedle Neigung mit dem Golde seiner Reden. Er hätte es vermocht, wenn er gewollt; auch er hätte vermocht, mit seinem mächtigen Zauber dem frommen Tadler ein Lächeln abzuschmeicheln; aber er hat es nicht gethan. Er stritt für Wahrheit, für Recht, für Freiheit und Glauben, und nie deckte bei ihm die Flagge eines mächtigen Namens sündlich heilloses Gut, es den Ungläubigen zuzuführen.

Die Trostbedürftigen zu trösten und als befruchtender Himmel durstende Seelen zu erquicken — dazu allein ward der Dichter nicht gesendet. Er soll auch der Richter der Menschheit seyn, und

Blitz und Sturm, die eine Erde voll Dunst und Moder reinigen. Jean Paul war ein Donnergott, wenn er zürnte, eine blutige Geisel, wenn er strafte; wenn er verhöhnte, hatte er einen guten Zahn. Wer seinen Spott zu fürchten hatte, mochte ihn fliehen; ihn zu verlachen, wenn er ihm begegnete, war Keiner frech genug. Trat der Riese Hochmuth ihm noch so keck entgegen, seine Schleuder traf ihn gewiß! Verkroch sich die Schlauheit in ihrer dunkelsten Höhle, er legte Feuer daran, und der betäubte Betrüger mußte sich selbst überliefern. Sein Geschoß war gut, sein Auge besser, seine Hand war sicher. Er übte sie gern, seinen Witz hinter Höfe und hinter Deutschland hetzend. Nicht nach der Beute der Jagd gelüstete ihn, er wollte nur fromm die Felder des Bürgers und des Landmanns Aecker vor Verwüstungen schützen. Von der Feder manches Raubvogels, von dem Geweihe und der Klaue manch erlegten Wildes könnten wir erzählen; doch lassen wir uns zu keinem Jagdgeschichtchen verlocken in dieser sehr guten Hegezeit, wo schon strafbar gefunden und bestraft wird, nur die Büchse von der Wand herab zu holen.

Freiheit und Gleichheit lehrt der Humor und das Christenthum — beide vergebens. Auch Jean Paul hätte vergebens gelehrt und gesungen, wäre nicht das Recht ein liebes Bild des todten Besitzes und die Hoffnung eine Schmeichlerin des Mangels. Jean Paul hat gut gemalt, er hat uns zart geschmeichelt. Der Humor ist keine Gabe des Geistes, er ist eine Gabe des Herzens, er ist die Tugend selbst, wie ein reichbegabtes Herz sie lehrend übt, weil es sie nicht übend lehren darf. Der Humorist ist der Hofnarr des Königs der Thiere, in einer schlechten Zeit, wo die Wahrheit nicht tönen darf, wie eine heilige Glocke, wo man ihr nur ihr Schellengeläute vergiebt, weil man es

verachtet, weil man es belächelt. Der Humorist löst die Binde von den Füßen des Saturns, setzt dem Sklaven den Hut des Herrn auf und verkündigt das Saturnalische Fest, wo der Geist das Herz bedient, und das Herz den Geist verspottet. Einst war eine schönere Zeit, wo man den Humor nicht kannte, weil man nicht die Trauer und nicht die Sehnsucht kannte. Das Leben war ein olympisches Spiel, wo Jeder durfte seine Kraft und Hurtigkeit erproben. Der Schwäche war nur das Ziel versperrt, nicht der Weg; der Preis verweigert, nicht der Kampf. Jean Paul war der Jeremias seines gefangenen Volks. Die Klage ist verstummt, das Lied ist geblieben. Denn jene falschen Propheten wollen wir nicht hören, die ihn begleitet und ihm nachgefolgt; und nur aus Liebe zu dem geliebten Todten wollen wir seiner kranken Nachahmer, mit mehr nicht als mit wenigen Worten gedenken. Sie dünken sich frei, weil sie mit ihren Ketten rasseln; kühn, weil sie in ihrem Gefängniß toben, und freimüthig, weil sie ihre Kerkermeister schelten. Sie springen vom Kopfe zum Herzen, vom Herz zum Kopfe — sie sind hier oder dort; aber der Abgrund ist geblieben; sie verstanden keine Brücke über die Trennungen des Lebens zu bauen, Verrenkung ist ihnen Gewandheit der Glieder, Verzerrung Ausdruck des Gesichts, sie klappern prahlend mit Blechpfennigen, als wenn es Goldstücke wären, und wirft ihnen ja einmal der Schiffbruch des Zufalls irgend ein Kleinod zu, wissen sie es nicht schicklich zu gebrauchen, und man sieht sie, gleich jenem Häuptling der Wilden, ein Ludwigskreuz am Ohrläppchen tragen.

Die Bewunderung preist, die Liebe ist stumm. Nicht preisen wollen wir Jean Paul, wir wollen ihn beweinen! Der lüsterne Geist vergißt über das Mahl den Wirth, der herzlose Kunstfreund den

Künstler über sein Werk. Zwar wird als Dankbarer gelobt, wer von der genossenen Wohlthat erzählt; aber der Dankbarste ist, der die Wohlthat vergißt, sich nur des Wohlthäters zu erinnern. So wollen wir des seligen Geistes liebend denken, nicht der Arbeiten und Werke, womit er unsere Bewunderung verdient. Und wollten wir anders, wir vermöchten es nicht. Man kann Jean Pauls Werke zählen, nicht sie schätzen. Die Schätze, die er hinterlassen, sind nicht alle gemünztes Geld, das man nur einzurollen braucht. Wir finden Barren von Gold und Silber, Kleinodien, nackte Edelsteine, Schaumünzen, die der Gewürzkrämer als Bezahlung abweist; aufgespeicherte, ungemahlne Brodfrucht, und Aecker genug, worauf noch die spätesten Enkel ernten werden. Solcher Reichthum hat manches Urtheil arm gemacht. Fülle hat man Ueberladung gescholten, Freigebigkeit als Verschwendung! Weil er so viel Gold besaß, als Andere Zinn, hat man als Prunksucht getadelt, daß er täglich aus goldenen Gefäßen aß und trank. Hat aber Jean Paul doch hierin gefehlt, wer hat seinen Irrthum verschuldet? Wenn große Reichthümer durch viele Geschlechter einer Familie herabeerben, dann führt die Gewohnheit zur Mäßigkeit des Genusses; die Fülle wird geordnet; Alles an schickliche Orte gestellt und um jeden Glanz der Vorhang des Geschmacks gezogen. Der Arme aber, den das Glück überrascht, dem es die nackten Wände zauberschnell mit hohen Pfeilerspiegeln bedeckt, dem der Gott des Weins plötzlich die leeren Fässer füllt — der taumelt von Gemach zu Gemach, der berauscht sich im Becher der Freude, theilt unbesonnen mit vollen Händen aus, und blendet, weil er ist geblendet. Ein solcher Emporkömmling war Jean Paul; er hatte von seinem Volke nicht geerbt. Der Himmel schenkte ihm seine Gunst; das Glück stürzte gut gelaunt

sein Füllhorn um, und überschüttete ihn mit Blumen und Früchten; die Erde gab ihm ihre verborgenen Schätze. Er sah und zeigte sie gerne! Doch was der Neid der Mitlebenden belächelt, darüber lachen froh die Erben. Gold bleibt Gold, auch in der Erzstufe, nur von Wenigen erkannt, und die Fassung der Edelsteine erhöht ihren Preis, nicht ihren Werth.

So war Jean Paul! — Fragt Ihr: wo er geboren, wo er gelebt, wo seine Asche ruhe? Vom Himmel ist er gekommen, auf der Erde hat er gewohnt, unser Herz ist sein Grab. Wollt ihr hören von den Tagen seiner Kindheit, von den Träumen seiner Jugend, von seinen männlichen Jahren? fragt den Knaben Gustav; fragt den Jüngling Albano und den wackern Schoppe. Sucht Ihr seine Hoffnungen? Im Kampanerthale findet Ihr sie. Kein Held, kein Dichter hat von seinem Leben so treue Kunde aufgezeichnet, als Jean Paul es gethan. Der Geist ist entschwunden, das Wort ist geblieben! Er ist zurückgekehrt in seine Heimath; und in welchem Himmel er auch wandere, auf welchem Sterne er auch wohne, er wird in seiner Verklärung seine traute Erde nicht vergessen, nicht seine lieben Menschen, die mit ihm gespielt und geweint, und geliebt und geduldet wie er.

Ueber das Schmollen der Weiber.

Meine ehemalige Braut nannte ich, wie es bei allen kultivirten Völkern Sitte ist, einen Engel; meine jetzige Frau nenne ich, wenn ich böse auf sie bin, einen gefallenen Engel, ist das Ehewetter aber heiter, einen gestutzten. „Warum gestutzter?“ fragte mich Wilhelmine, als ich mich zum Erstenmale dieses Ausdrucks bediente. Ich

ward verlegen, denn ich hatte mich noch nicht zu verstellen gelernt, ich wußte wohl nicht, wie gut in der Ehe oft das Lügen sey, und wie ohne diesen Lichtschirm der Wahrheit rothe Augen noch häufiger wären. „Theure Wilhelmine!" — sagte ich, indem ich ihr ein Stückchen Zucker, den sie sehr liebt, in den Purpurmund steckte — liebes Vögelchen, müßte ich nicht zittern für mein Glück, wenn deine Engelsflügel nicht etwas gestutzt wären? Müßte ich nicht fürchten, du entflattertest" . . . . und flögest den Himmel hinauf, wo deine Heimath ist — wollte ich höchst poetischer Weise hinzusetzen. Aber meine gute Frau ließ mich nicht ausreden. „Du fürchtest also, ich könnte dir untreu werden?" fragte sie, wartete aber auf keine Antwort, sondern nahm ihr Gesicht zusammen, verschloß den Mund und schmollte. Vergebens war mein Flehen, mein Drohen, mein Reden, mein Schweigen sogar, sie schmollte fort. Ich ging mit starken Schritten das Zimmer auf und ab; in Engels Mimik ist keine Bewegung geschildert, die ich nicht mit der größten Naturtreue darstellte: Liebe, Haß, Zorn, Wuth, Verzweiflung; aber meine gute Wilhelmine sprach kein Wort. Bei dieser Gelegenheit lernte ich das berühmte Schmollen der Weiber kennen, und seitdem verlernte ich es nicht mehr. Es war der dreißigste Tag nach meiner Hochzeit, da mein Glück in den Wendepunkt des Krebses trat. Anfänglich hatte meine theure Wilhelmine nur einen Schmollstuhl, dann nahm sie einen Schmollwinkel ein, später verschloß sie sich in ein Schmollkämmerchen, bis sie endlich es durch Uebung dahin gebracht, im ganzen Hause zu schmollen.

Ich habe mich in der theoretischen wie in der praktischen Philosophie etwas umgesehen, Metaphysik, Logik, Anthropologie, empirische Psychologie sind mir nicht ganz fremd; aber mit der

Theorie des weiblichen Schmollens konnte ich bis jetzt noch nicht ins Reine kommen. Doch will ich die wenigen unstreitigen Grundsätze, die ich mir aus meinen Erfahrungen abgezogen, gern mittheilen; sie sind in der gegenwärtigen Lage von Europa vielleicht nicht ohne Nutzen. Staatspapier-Händler oder Staats-Papierhändler (ich weiß nicht, welche Schreibart die richtigere ist) fragen sich und Andere jetzt oft, welchen Ausgang wird der Krieg gegen Spanien haben? O beneidenswerthe Unwissenheit! Nur wer nicht verheirathet ist kann zweifeln, jeder Ehemann aber weiß es bestimmt, daß die Franzosen verlieren werden. Das Schmollen der Weiber ist nichts als ein Guerillas-Krieg, den sie gegen die concentrirte Macht der Männer führen, ein Krieg, in dem sie immer siegen. Was nützt euch eure schwere Artillerie, wenn Mücke nach Mücke die Hände, welche die Lunten anlegen, stechen und verwirren? Was helfen euch dreimal hundertausend gut bewaffnete Gründe? Die Weiber, als hätten sie mit dem Bösen ein Bündniß geschlossen, sind gründefest, es dringt keiner durch. Ihre gefährliche Waffe ist der Mund, sie mögen ihn zum Reden oder zum Schweigen gebrauchen. Reden sie, und ihr habt viel Verstand und Geduld, dann könnt ihr sie zuweilen zum Schweigen bringen; schweigen sie aber (welches in der häuslichen Kriegskunst Schmollen heißt), ist alle Mühe vergebens, sie zum Reden zu bringen, ihr müßt euch zurückziehen, und schließt um jede Bedingung einen pyrenäischen Frieden.

Der zürnende Mann ragt wenigstens mit dem Kopfe über die Wolken seines Zornes hinaus, das eheliche Gewitter grollt nur unter seinen Füßen; die Frau aber steht mit dem Kopfe unter dem donnernden Gewölke, und kein Strahl des Friedens beleuchtet ihr finsteres Gesicht. Wenn ich mit meiner guten Wilhelmine zanke, weiß ich,

daß ich in einer Viertelstunde wieder versöhnt seyn werde; mein schmollender Engel aber hat gar keine Vorstellung davon, daß sie mir je wieder gut werden könnte Ein komisches Mißverständniß trägt gewöhnlich dazu bei, sie noch mehr aufzubringen. Ich pflege nämlich meine theure Gattin Wilhelmine zu nennen; aber so oft sie zankt, rufe ich sie Minchen. Dieses Wort macht sie nur unversöhnlicher, denn sie wähnt, ich bediene mich der liebkosenden Verkleinerung nur aus Spott, und die gute Seele wird aus dem Morgenblatte erfahren, daß ich sie, wenn sie schmollt, nur darum Minchen nenne, weil sie mir dann als ein kleiner Mina vorkömmt — so geschickt weiß sie den Guerillas-Krieg zu führen.

Ich habe meiner lieben Frau schon oft vorgeschlagen, ich wollte mich auf ihr Schmollen monatlich abonniren, indem ich ihr immer auf dreißig Tage voraus Recht gäbe, und dabei meinte ich, würden wir uns besser stehen, aber sie wollte von einem solchen Vertrage nichts hören. So habe ich denn viele trübe Schmolltage in meinem Hauskalender einzutragen, und beim Schlusse des Jahres fällt die meteorologische Bilanz nicht immer zu meinem Vortheile aus. Was aber meinem Kalender ein noch seltsameres und trauriges Ansehen giebt, ist, daß ich zwar Tag und Stunde bezeichnen kann, wo meine Wilhelmine zu schmollen angefangen, aber weder Stunde noch Tag, wo sie zu schmollen aufgehört. Sie vergrollt so leise und allmählig, daß nicht zu bestimmen ist, wenn der letzte Laut ihrer Unzufriedenheit verschallte, und plötzlich befinde ich mich mitten in meinem gewohnten Glücke, ohne zu wissen, wie ich hineingekommen. Sie hat mir einmal anvertraut, daß es alle Weiber so machten, die, wenn sie ihr stillstehendes Herz wieder aufziehen, alle ganze, halbe und Viertel-Stunden, über welche

der Zeiger rücke, schlagen ließen, bis der Zeiger auf der Stunde der Liebe stünde. Sie müßten das so machen, um die Uhr ihrer Seele nicht zu verderben.

Wenn mich meine gute Wilhelmine aus dem Paradiese, das sie mir selbst geschaffen, auf Stunden und Tage hinausschmollt, so ist das nur meine eigne Schuld. Ich habe unbesonnen meiner häuslischen Verfassung die Fehler der spanischen gegeben. Meine Frau und ich bilden nur *eine Kammer*, und so muß denn geschehen, was in solchen Fällen immer geschieht: das demokratische Prinzip gewinnt die Herrschaft über das aristokratische. Das weibliche Herz ist ein athenienfischer Markt — unter einem herrlichen blauen Himmel, liebliche Blumensträuße, duftende Südfrüchte, holde Anmuth, Geist, Witz, Empfindung; aber auch Tücke, Launen, Wankelmüthigkeit und Undankbarkeit. Wo aber die häusliche Gesetzgebung weise in *zwei Kammern* getrennt ist, wo der Mann das Oberhaus, und die Frau das Unterhaus bildet, da werden, wie ein Bayerischer Pair unvergleichlich schön gesungen hat, die Wogen der Demokratie sich an den Felsen der Aristokratie brechen, auf welchen Felsen der Thron gebaut ist, und der Frieden!

Verantwortlicher Unternehmer und Herausgeber
C. Schmaltz.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Ankündigung.

Faßlicher und gründlicher

Unterricht

über

Magnetismus, Elektrizität,

und

Elektromagnetismus

nebst

Beschreibung

aller neu erfundenen elektromagnetischen Maschinen

für

Gewerbtreibende

insbesondere für Mechaniker, Maschinenbauer, Goldarbeiter; für Gewerbschulen 2c.

von

Dr. Ch. H. Schmidt.

Aus der Gewerbezeitung für Mechaniker besonders abgedruckt.

Leipzig in Commission bei E. G. Schmidt.

Der in diesem Handbuche abgehandelte Gegenstand beschäftigt in diesem Augenblick alle speculativen Köpfe. Es handelt sich dar-

um neue, zum Theil noch unsern Blicken geheimnißvoll verschleierte Kräfte uns dienstbar zu machen. Dem Gewerbewesen stehet eine noch nicht zu übersehende Revolution bevor und es ist für den Techniker augenblicklich nichts nöthiger, als sich mit den räthselhaften Erscheinungen im Gebiete des Magnetismus und der Elektrizität und den neuesten Entdeckungen auf demselben bekannt und vertraut zu machen.

Wer hätte nicht schon von den Versuchen Jakobi's gehört, welcher mit einem durch elektrische Kräfte in Bewegung gesetzten Bote Tage lang mit 10—12 Personen die Newa befuhr; — ferner, daß man dieselben Kräfte mit Vortheil zur Gaserzeugung im Großen und zum Kopiren vertieft gravirter Kupferplatten verwendet — daß in England großartige Versuche über das Entzünden des Pulvers unter dem Wasser durch einen galvanischen Strom auf das vollständigste gelungen sind; — wer hätte nicht von magneto-elektrischen Telegraphen und ihrer Anwendung auf Eisenbahnen gelesen — und daß man in der elektrischen Kraft ein Mittel gefunden, um aus den Silber-, Kupfer- und Bleierzen diese Metalle in Pulver- oder Krystallform

unter bedeutenden Ersparnissen im Vergleich zu den früheren Methoden, vollständig auszuscheiden — wer sollte nicht erfahren haben, daß der Bundestag dem

Herrn **Wagner** in Frankfurt 100,000 Gulden zugebilligt, für seine Anwendung desselben als Triebkraft an die Stelle des Dampfes —

daß der Mechanikus **Stöhrer** in Leipzig bereits eine Drehbank durch eine elektro=magnetische Maschine in Bewegung setzt, bereits viele Aufträge auf solche Maschinen erhalten hat und nach demselben Ziele strebt wie Wagner;

daß der Mechanikus **Bauer** in Nürnberg eine Bretschneidemaschine gebaut, welche durch Elektromagnetismus in Bewegung gesetzt wird,

daß mithin Maschinenbauer, Mechaniker, Gold= und Silberarbeiter, Verfertiger von Bijouterien, Buchdrucker ꝛc. ꝛc. schon jetzt vielfachen Nutzen aus der Anwendung dieser wunderbaren Kräfte ziehen, obgleich alle diese Erfindungen und Benutzungen derselben noch in ihrer ersten Kindheit begriffen sind und wahrscheinlich nur die Vorspiele sind von weit großartigern Anwendungen.

Der Verleger glaubt daher den Gewerbtreibenden keinen unwesentlichen Dienst zu leisten, wenn er dahin strebt, die allgemeinen Kenntnisse davon und die neuesten Forschungen und Fortschritte der Gelehrten, Physiker jedem Techniker zugänglich zu machen. Die denkenden Köpfe unter ihnen werden dadurch befähigt von den bereits bekannten Erscheinungen eine viel ausgedehntere und schnellere Anwendung zu machen, als dies von den Gelehrten selbst zu erwarten ist, die mehr die wissenschaftliche Ausbildung als die technische Anwendung im Auge haben.

Nun ist heutzutage nichts dringender nöthig, als jede neue Erscheinung wohl zu beachten und wenn sie von Einfluß zu werden verspricht, sich auf das Schnellste mit ihr vertraut zu machen und sie zu seinem Vortheil zu verwenden. Es zeigt sich hier eine Gelegenheit zu großen Gewinnen — für Denjenigen, der sie klug zu ergreifen weiß.

Drum schnell dies Werk gekauft und eifrig studirt!

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bibliothek der neuesten deutschen Classiker Eine Auswahl des Schönsten und Gediegensten aus ihren sämmtlichen Werken. Für Schule und Haus. Mit Bildnissen, Lebensbeschreibungen und einer Literaturgeschichte der neuesten Zeit
Bd.: 37

Leipzig ca. 1843 - 46

P.o.germ. 118 bl-37
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10105519-3